

Nr. 2486

DER LANDSER

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

C. W. Conrads

Untergang in Sewastopol

1944 – Endkampf auf der Halbinsel Krim – An der Küste sterben die letzten Hoffnungen – Persönliche Erinnerungen des Verfassers



Scanned and corrected by Zroman

Ritterkreuzträger des Heeres



Karl Helmer

wurde am 10.10.1912 in Aalen geboren und trat 1930 in den Polizeidienst ein. Im August 1935 erfolgte seine Übernahme in das Infanterie-Regiment 56. Im Oktober 1935 zum Unteroffizier befördert, war er in dieser Einheit zuerst als Gruppenführer tätig, bevor er nach der Beförderung zum Feldwebel ihr Zugführer war. Mit dieser Einheit erlebte er den Westfeldzug (am 22.7.1940 das EK II). Im Oktober 1940 zum Oberfeldwebel befördert, gehörte er ab März 1941 dem Gebirgsjäger-Regiment 13 als Zugführer an und ging in den Balkanfeldzug (am 16.4.1941 das EK I), dem ab Juni 1941 der Einsatz im Rußlandfeldzug folgte. Im Januar 1942 zeichnete sich Helmer während der Kämpfe nordwestlich von Tuapse durch zähe Verteidigung einer Bergstellung wiederholt besonders aus. Dieses wurde mit der Verleihung des Ritterkreuzes am 4.11.1942 gewürdigt. Helmer wurde Offiziersanwärter, und im November 1942 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant. Innerhalb seiner Einheit war er zunächst Ordonnanz-Offizier, bevor er ab Mai 1943 die 14. Kompanie als Zugführer übernahm. Im Oktober 1943 zum Oberleutnant befördert, wurde er im November verwundet und war nach der Genesung als Lehroffizier an der Gebirgsjäger-Schule in Mittenwald tätig. Im November 1944 kehrte er als Zugführer zu seiner, mittlerweile in Jäger-Regiment 56 umbenannten, alten Einheit zurück. Am 5. März 1945 wurde Helmer bei den Kämpfen um das Dorf Dorow in Pommern schwer verwundet und starb in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1945.

Untergang in Sewastopol

Erinnerungen eines ehemaligen Frontsoldaten an den Endkampf
auf der Halbinsel Krim



Im Sommer 1942 waren sie mit der Heeresgruppe A im Rahmen des Unternehmens „Blau“ auf die Krim gekommen, beseelt von der Hoffnung, dass diese Großoffensive - gleichzeitig gegen Stalingrad gerichtet - die letzte Entscheidung herbeiführen und den Krieg im Osten beenden würde. Und zunächst schien sie auch niemand mehr aufhalten zu können. Im Juni / Juli war Sewastopol erobert worden - die größte See und Landfestung der Welt - und zuvor auch schon die Halbinsel Kertsch. Gebirgstruppen kämpften sich in die Hochtäler des Kaukasus vor, Verbände der 17. Armee erreichten die Ölfelder von Maikop, am 21. August wurde auf dem höchsten Kaukasusgipfel, dem Elbrus, die deutsche Flagge gehisst, der Terek überschritten und auch in Stalingrad schien der erstrebte Erfolg nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Ein schwerwiegender Irrtum, wie sich bald herausstellen sollte. Nach sowjetischen Durchbrüchen im Spätjahr 1942 eingekesselt, war die deutsche 6. Armee des Generalobersten Paulus zum Untergang verurteilt, und ihr tragisches Ende vollzog sich im Januar / Februar 1943. Im Sog dieser Katastrophe kam die gesamte Südfront ins Wanken. Nach der gescheiterten Juli-Offensive im Raum Kursk durchstießen sowjetische Großverbände am 27. Oktober die Front der Heeresgruppe A mit Zielrichtung auf den unteren Dnjepr. Die deutsch-rumänischen Divisionen der 17. Armee auf der Krim waren dadurch praktisch abgeschnitten. Nach der Räumung der Halbinsel Kertsch erfolgte der Rückzug nach Sewastopol, wo die letzten Krimkämpfer einem eindeutigen Schicksal entgegensahen. Der Autor des vorliegenden Bandes war einer von ihnen. Was damals auf der zur Hölle gewordenen „Sonneninsel“ im Schwarzen Meer geschah, hat er auf den folgenden Seiten überliefert.

Die Redaktion

Es war Anfang Oktober und wir hatten gerade den Kubanbrückenkopf geräumt, wo unsere 73. Infanteriedivision (ID) an verschiedenen Brennpunkten und besonders in und bei Noworossisk bis zur Räumung schwere Verluste erlitten hatte.

Der Rückzug verlief diszipliniert wie selten einer und fast ohne Verluste. Wir kamen gut über die Meerenge von Kertsch, marschierten bis Wladislawowka und wurden dort auf die Bahn verladen. Doch statt wir uns etwas erholen konnten und unsere Infanterie Nachersatz bekam, wurden wir irgendwo in der Nogaischen Steppe ausgeladen und marschierten einer Front entgegen, die wir stützen sollten und von der wir noch gar nicht wussten, wo sie denn verlief.

Während ich sonst immer die Bahnstationen und Dörfer notierte, bekam ich diesmal von Fahrt und Marsch in den Raum von Melitopol nicht viel mit. Wo sich Gelegenheit dazu bot, schlief ich, denn ich hatte doch soviel Schlaf nachzuholen. Viel half mir dabei, dass ich nun keine Mehrfachfunktion als Schmied, Meldereiter und Munistaffelbegleiter mehr hatte, sondern nur noch Schmied war.

Weil ich für den Munistaffelführer das Fahrzeug wechseln musste, fuhr ich bei Wassil, einem Hiwi ¹⁾, mit auf dem Wagen. Mit ihm und seinem kaukasischen Kumpel Schorka hatte ich mich ja bereits am Kuban gut angefreundet. Wassil und Schorka bildeten sozusagen ein Tandem, und ich war jetzt ihr dritter Mann.

Um im Südbereich ein Chaos zu verhindern, wurde nun die 17. Armee, also wir, vom Kuban eingeschoben. Am 4.10.1943 hatten wir Taman verlassen und marschierten nun der Schlacht mit dem vielfach überlegenen Gegner entgegen.

Am Abend des 23.10. kamen wir in Darmstadt, einem deutschen Dorf bei Melitopol, an. Weil man niemand sah, nehme ich an, dass die Ortschaft von den Zivilisten geräumt war. Wahrscheinlich waren sie vor der Roten Armee geflohen.

Am nächsten Tag brach früh um 8 Uhr das Unheil über uns herein. Man meinte, die russischen Schlachtflyer ²⁾ hätten gar nicht alle Platz am Himmel, so zahlreich kamen sie immer wieder angeflogen.

Wenn sie keine Bordwaffenmunition und Bomben mehr hatten, flogen sie so tief über die Häuser, dass wir sehen konnten, wie uns die Piloten mit den Fäusten drohten. In der Gewissheit, dass sie das auch erkennen konnten, zeigten wir ihnen den Vogel. Mehr konnten wir nicht tun.

Wir waren in den Häusern rechts der Straße, während unsere Geschütze links, etwa 50 Meter vom Dorf entfernt unter einer Baumgruppe in Feuerstellung waren.

Zwischen 9 und 10 Uhr passierte etwas, was zwar verständlich, aber bisher noch nirgends zu lesen war: Deutsche Infanterie ging fluchtartig zurück! Ob es welche von unserer 73. ID waren oder von der 336. ID, die wir angeblich ablösen sollten, oder noch andere, weiß ich nicht.

Was machten unsere Geschützfahrer? Sie stiegen auf die Stalldächer, guckten, sprangen entsetzt wieder herunter, schirrten und sattelten ihre Pferde und hauten ab, die Geschütze blieben drüben stehen. Um zu sehen, warum alle stiftengingen, stieg ich auch aufs Hausdach, und der Anblick war wirklich erschreckend.

Wir befanden uns doch in der Nogaischen Steppe und die war bretteben in allen Richtungen, von Horizont zu Horizont. Die Erdrisse oder Balkas sah man ja immer

¹⁾ Hilfswillige, rekrutiert aus deutschfreundlichen russischen Einwohnern der besetzten Gebiete oder Gefangenen

²⁾ Il 2: sowjetisches zweisitziges Erdkampfflugzeug (Schlachtflyer) vom Typ Iljuschin 2, „Sturmowik“, im Landserjargon „Schlächter“ genannt

erst, wenn man direkt davor war. Ganz hinten, aus Nordosten, kam es herangewimmelt wie ein riesiges Ameisenheer. Doch nicht wie sonst in Kolonnen, sondern in Breitformation quer über die ganze Ebene.

Voraus, gut erkennbar, unzählige Panzer. Über 800 sollen es gewesen sein. Dahinter Lastautos mit angehängten „Ratschbumm“ ³⁾. Sie war die Kanone der Infanterie, die allgegenwärtige Pak ⁴⁾, und sie war auch in die ersten T 34 ⁵⁾ eingebaut. In jeglicher Einsatzform gefürchtet wegen ihrer Treffsicherheit und Durchschlagskraft.

Marschierende Infanterie konnte ich auf diese Entfernung nicht erkennen, und es gab ja auch keine, denn sie saß in den Lastautos und auf den Panzern. Wie hätte sie denn sonst auch Schritt halten und mitkommen können?

Im Garten an der Rückseite unseres Hauses stand eine 2-cm-Flak, die schon die halbe Nacht und den ganzen Vormittag geballert hatte. Im gleichen Augenblick, es war etwa 11 Uhr, fing sie wie rasend an zu hämmern. Diesmal aber r im Erdbeschuss, wie ich an der Rohrhaltung erkennen konnte.

Plötzlich schwankte unser Häuschen wie bei einem Erdbeben, und da sah ich auch schon warum: Etwa 20 Meter vor dem Fenster, dicht am Gartenzaun, fuhren Panzer, aber solche mit dem roten Stern! 10, 20, 30 Stück und noch mehr, und auf jedem waren Rotarmisten aufgesessen. Sie lachten und johlten, als wäre Fastnacht.

Der Spitzenpanzer fuhr über die Flak hinweg, als wäre sie nur Spielzeug und die Kanoniere hechteten zur Seite. Ich brachte nur den Schrei heraus: "Paanzer!"

Albert, auch ein Schmied, ließ alles liegen und stehen und rannte gleich über die Straße zur Schreibstube hin. Ich holte erst noch meinen Gepäcksack und das Gewehr und wollte dann auch hinüber.

Auf der Straßenmitte musste ich mich einfach einmal umdrehen, warum weiß ich nicht, und was ich sah, ließ mir den Atem stocken.

Hinter unserem Haus hervor war ein ewig langes Geschützrohr zu sehen. Mit dem nächsten Ruck stand dann der ganze Panzer neben dem Haus und drehte sich auch schon nach rechts in meine Richtung. Instinktiv rannte ich davon und ging drüben hinter dem Schuppeneck in Deckung. Zum Glück für unsere Batterie, wie sich später herausstellte.

Kurz vorher waren nämlich für uns glückliche Umstände eingetreten. Kurz bevor die ersten russischen Panzer das Dorf erreichten, fuhr eine „Hornisse“, ein schwerer Panzerjäger mit einer 8,8-cm-Kanone auf Selbstfahrlafette, an unseren Geschützen vorbei. Unser beliebter Batteriechef, den wir nur „unseren Hannes“ nannten, hielt dem jungen Geschützführer die MPi vor den Bauch und stoppte ihn.

Sie hatten zwar fast keinen Sprit mehr, aber übergenug Munition. Unser Hannes dirigierte den Panzerjäger halb hinter die Scheune des etwa 50 Meter entfernten Nachbarhauses. Im Hof zwischen beiden Häusern war ein Riesenerdloch.

Unser 4. Geschütz wurde nach rückwärts gedreht, damit es auf den Panzerjäger zeigte und hatte Feuererlaubnis, falls dieser doch ausreißen sollte. Er riss zwar nicht aus, aber trotzdem war die Geschützschwenkung gut.

³⁾ Landserausdruck für das sowjetische Feldgeschütz im Kaliber 7,62 cm, da Abschuss und Einschlag fast zeitgleich zu hören waren

⁴⁾ Panzerabwehrkanone

⁵⁾ sowjetischer Panzer vom Typ T 34, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre: Seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten

Während ich noch über den Hof hastete, fuhr der Panzer hinter mir her, ich hörte ihn ja. Ob er mit seinem MG auf mich schoss und mich nur nicht traf, weiß ich nicht. Wenn er nicht schoss, ist das Rätsel noch größer.

Kaum lag ich hinter der Schuppenecke, knallte der erste Kanonenschuss. Er kam jedoch nicht vom russischen Panzer, sondern von unserem Panzerjäger. Die Granate glitt aber an der Oberkante des Panzerturmes ab und riss dafür das halbe Schuppendach weg. Im selben Moment hatte der Panzer Sicht auf unsere Geschütze.

Weil aber der Schuss von links kam und die Russen den Panzerjäger als den stärkeren Gegner erkannten, drehten sie nach links ein, um ihm die schwer gepanzerte Stirnseite zu zeigen. Als sie nun mit aufheulendem Motor um das Riesenloch herumfuhren, um den Panzerjäger anzunehmen, zeigten sie dabei unserem 4. Geschütz, das schwächer gepanzerte Heck. Das war doch direkt eine Einladung für unsere Kanoniere und schon hatte der Panzer einen Treffer weg.

Wahrscheinlich war es aber keine Panzergranate, denn der Riesenkasten explodierte nicht und brannte auch nicht, sondern drehte sich nur blitzschnell um 180 Grad, damit seine Kanone wieder auf unsere Geschütze zeigte. Weiterfahren konnte er aber auch nicht, denn jetzt stand er direkt vor der tiefen Grube.

Es war nur ein Huschen und doch waren wie der Blitz alle 5 Mann der Besatzung ausgestiegen und lagen rings um den Panzer in Deckung. Das ging so schnell, dass ich gar nichts machen, sondern nur zu gucken konnte. Gleich darauf peitschten aber auch schon die ersten Feuerstöße aus ihren MPi in unsere Feuerstellung.

Nach den ersten Ausfällen wollten oder sollten scheinbar einige Kanoniere den Panzer stürmen, doch sie blieben augenblicklich im MPi-Feuer liegen.

Nun musste ich eingreifen. Mit einer kurzen Garbe hatte ich alles schnell beendet. Auf 20 m gibt es keinen Fehlschuss. Funker und Kommandanten, an den Helmen mit dicken Gummiwülsten gut erkennbar, hatte ich ein paarmal getroffen.

Der Kommandant hieß Nikolai und war Oberst. In seiner Kartentasche steckte eine Landkarte, auf der in roten Strichen die Angriffsziele bis hin zum Dnjepr mit Datum eingetragen waren. Nachdem ich alle Ausweise und die Kartentasche an mich genommen hatte, um sie auf der Schreibstube abzuliefern, hängte ich mir auch seine MPi um.

Inzwischen waren einige Fahrer von uns herangekommen, und mit ihnen sah ich nach denen, die den Panzer stürmen wollten. Zufällig waren sie auch zu fünft, vier waren schon tot, fünfter war der Meier Hans aus Nürnberg.

Er war Unteroffizier und vordem Geschützführer. Jetzt war er Führer der 2. Munistaffel, lag am Boden und stammelte nur: „Auweierla, auweierla.“ Bis er nach ganz kurzer Zeit ruhig wurde und dann ebenfalls tot war.

Wir untersuchten ihn und fanden dann an jeder Halsseite einen leicht blutenden Schnitt. Da erst merkten wir, dass er einen Halsdurchschuss hatte, sich die zerrissenen Adern nach innen ergossen hatten und er an seinem eigenen Blut erstickt war.

Unsere Batterie oder unser Dorf wurde zu einer Art Widerstandszentrum. Die Geschütze feuerten in direktem Schoss in die anfahrenden Russen. Die aber blieben auf ihren Lastwagen und wollten uns scheinbar, trotz ihrer Verluste, auf diese Weise einfach überrollen. Oder sie wollten gar nichts von uns und strebten nur ihrem großen Ziel, dem Dnjepr, entgegen.

Es war scheinbar so, denn sie fuhren gar nicht ins Dorf. Die Panzer und Lastwagenkolonnen dröhnten hinter den Gartenzäunen vorbei, ohne sich um die Vorgänge im Dorf zu kümmern. Dabei hätte wahrscheinlich schon eine Hand voll Rotarmisten genügt, um unserer Batterie den Garaus zu machen.

Zum Glück kamen sie nicht gleich auf diese Idee, denn unsere Verluste waren auch so hoch genug. Die Russen schossen nämlich mit Granatwerfern in die Bäume, unter denen unsere Geschütze standen und die Splitter zerhackten gleich eine ganze Geschützbedienung.

Währenddessen untersuchten wir den Panzer. Der Motor lief noch im Leerlauf. Hören konnte man es bei dem Getöse ringsum nicht, aber man spürte und sah, wie der Panzer vibrierte. Und nun sahen wir auch, warum er nicht mit der Kanone schoss. Panzer haben nämlich sogenannte Patronenmunition, wo Granate und Kartusche eins sind, so als wäre es eine riesige Gewehrpatrone. Die Granate steckte schon im Rohr, doch der Verschluss war halt zu und hatte die Kartusche abgeknickt. Dadurch war die Kanone ausgefallen, und die Besatzung hatte den Stahlkasten daraufhin verlassen.

Der Panzer war gerammelt voll mit Munition. In hohen Regalen waren Hunderte gefüllte MPi-Trommeln und in anderen Stellagen Granaten über Granaten.

So stand denn der sowjetische Panzerriese fahrbereit mit laufendem Motor inmitten unseres Batteriebereichs. Inzwischen hatten die Russen aber offenbar gemerkt, dass da etwas vorgefallen war. Vielleicht war auch nur unser Herumlaufen aufgefallen?

Jedenfalls waren auf einmal die Schlachtflieger wieder da, und außerdem krachte verstärktes Granatwerferfeuer ringsum ins Gelände.

Plötzlich erhielten wir von der anderen Straßenseite her, wo unser Quartier war, Infanteriefeuer. Vom Chef kam der Befehl, dass ich mit Alois, einem Munifahrer, da drüben einmal nachschauen solle. Zum Glück und aus Neugier hatte ich die russische MPi mit einer neuen, noch vollen Trommel mitgenommen. 72 Schuss waren da drin.

Wir waren schon fast drüben, als aus einer Hofeinfahrt sechs Russen herauskamen. Als sie uns sahen, blieben sie stehen, riefen sich etwas zu und lachten. Sie lachten noch, als die Vordenen drei ihre Waffen anhoben und auf uns schossen.

Im gleichen Augenblick lag ich aber schon am Boden und schoss Dauerfeuer. Alois war stehen geblieben und wurde getroffen. Als die Ersten zu Boden sanken, warfen die restlichen Russen ihre Waffen weg und hoben die Arme. Indes gurgelte der Alois los: „Hilf mir, hilf mir doch!“

Ich bedeutete den übrig gebliebenen Russen, die auch verwundet waren, den Alois zum Panzer hinüberzutragen.

Also im Laufschrift wieder über die Straße zurück. Drüben in der Deckung des Panzers sah ich, dass es den Alois böse erwischt hatte. Zwei Schulterschüsse, einen Brustschuss und einen quer durch den Oberkiefer hatte er davongetragen und war nun bewusstlos. Eine MPi-Garbe musste ihn voll getroffen haben. In den Häusern drüben rührte sich aber vorerst niemand mehr.

Unser Panzerjäger hatte inzwischen auch schon einige russische T 34 - Panzer abgeschossen, die nun brennend und qualmend in den Gärten, drüben und auf der Straße herumstanden. Was mit ihren Besatzungen war, weiß ich nicht.

Mittag war schon vorbei, als mir unser Chef befahl, die drei gefangenen Rotarmisten ins nächste Dorf zurückzubringen.

Knapp einen Kilometer war es bis zur Busch- und Baumreihe, die sich, wie überall in der Nogaischen Steppe, als Windschutz in Dorfnähe hinzog. Sie war mein Nahziel, denn dahinter waren wir dann außer Sicht. Doch bis dahin war es das reinste Spießrutenlaufen und ein Wunder, dass wir; unverletzt davonkamen.

Unsere kleine Gruppe wurde dann doch bemerkt, und von da an gab es Zunder. In wilden Zickzacksprüngen brachten wir die freie, deckungslose Fläche hinter uns.

Gewehr-, Panzer- und Granatwerferfeuer verfolgten uns bis zur Baumreihe, und trotzdem war niemandem etwas passiert!

Endlich hatten wir die Baum- und Heckenreihe hinter uns und konnten ein bisschen verschnaufen. Direkt hinter den Hecken verlief eine richtige Straße, und in den Gräben beiderseits davon hatte sich deutsche Infanterie eingegraben. Sogar eine schwere Pak hatten sie mit.

Nun war ich also hinter der neuen deutschen „Stellung“. Darunter versteht man aber doch Schützengräben mit Kampfständen, Artillerie in festen Feuerstellungen und sehr viel Pak!

Und was war hier? Da kauerten ein paar erschöpfte Landser hinter Hecken, in Straßengräben und Geländefalten und hofften, dass wir, die 73. ID, in einer festen Stellung wären, in der sie endlich einmal zur Ruhe kämen.

Und wir? Wir zogen in Eilmärschen und deshalb weit auseinander gezogen der Front entgegen, wo wir die 336er in ihrer Stellung verstärken und ablösen sollten.

So kam es, wie es kommen musste: Sie auf dem Weg zurück, wir auf dem Marsch nach vorne, und genau da hinein ging der urgewaltige russische Panzerstoß! Infanterie auf dem Marsch und von Panzern angegriffen, ist da völlig hilflos. So erlebten 1941 die Russen ihre Katastrophen und jetzt, 1943, brach das Verderben über uns herein. Man hatte doch nur die Wahl, sich entweder erschlagen zu lassen oder sich ganz schnell auf die Krim oder auf den Dnjepr zurückzuziehen, wo schon wieder einmal eine feste Stellung winken sollte.

Am frühen Nachmittag des 24.10.1943 hatte ich jedenfalls unsere recht dünne Auffangstellung passiert. Dahinter fiel das Gelände zu einer weiten Mulde ab, und an deren jenseitigem Rand lag das Dorf Tschechograd.

Hier hatte sich trotz allem schon ein beträchtlicher Teil unserer Batterie eingefunden, hauptsächlich vom Tross. Am wichtigsten davon waren die Geschützfahrer, die vollzählig mit ihren Pferden da waren und ein mächtig schlechtes Gewissen hatten, obwohl sie im ersten Schreck richtig gehandelt hatten.

Hier waren sie und ihre Pferde noch vollzählig, in Darmstadt aber mit Sicherheit nicht. Immer wieder einmal kam noch ein Fahrzeug von uns, mit Verwundeten beladen. Auch der Alois war dabei, nachdem man ihn notdürftig verbunden hatte.

Die „Verwundetentransporteure“ berichteten, dass unser Panzerjäger mehr als 20 russische Panzer abgeschossen hätte, bevor er einen Volltreffer bekam oder sich selbst in die Luft gesprengt hatte. So genau wussten sie das nicht.

Gegen Abend kam aus der Feuerstellung ein Funkspruch von „unserem Hannes“: Um 19 Uhr, nach Einbruch der Dunkelheit, sind die Geschütze marschbereit! Das hieß also, pünktlich um 19 Uhr hatten die Geschützfahrer mit den Protzen dort zu sein. Und so wurde es auch gemacht.

Es klingt unglaublich, aber es war so: Die Russen hatten das Dorf umgangen beziehungsweise die jenseitige Dorfhälfte besetzt. Die diesseitige Hälfte mit dem Panzerjäger und unseren Geschützen war noch in deutscher Hand!

Kurz vor 19 Uhr waren wir mit allen vier Geschützprotzen und einigen leeren Wagen der Munistaffel für Kanoniere und weitere Verwundete bei unserer Infanteriestellung. Wegen möglichen russischen Infanteriesicherungen durfte kein Licht gemacht, nicht geraucht und kein deutsches Wort gesprochen werden.

Dann ging es im Galopp in die Feuerstellung. Im Nu waren die Geschütze aufgeprotzt, die Kanoniere und Verwundeten auf die Wagen verteilt und schon ging es im Galopp wieder zurück. Unsere Gefallenen - es waren noch mehr geworden -

blieben leider unbestattet vor dem tiefen Loch neben der toten Panzerbesatzung zurück.

Jubel und Aufatmen in Tschechograd, als die Geschütze samt vollbesetzten Wagen und uns zusätzlichen Begleitreitern, die im Notfall mit ihren MPI Feuerschutz hätten geben sollen, wohlbehalten wieder eintrafen.

Wir freuten uns natürlich auch über unsere Leistung, hatten wir mit unserem Durchhalten doch ermöglicht, dass hinter uns eine neue notdürftige Stellung errichtet werden konnte, in der sich noch viele Versprengte in Sicherheit brachten und unsere Geschütze hatten wir ja auch gerettet.

Viele Häuser hier in Tschechograd hatten tiefe, fest ausgebaute Keller, sodass angenommen werden konnte, dass das Dorf energisch verteidigt würde.

Die Keller waren voll gestopft mit übermüdeten Landsern. Die reagierten aber weder auf Zurufe noch auf Befehle, sie waren einfach nicht wachzukriegen. Vielleicht waren es 336er, die glaubten, hier im Dorf hinter der Front nun endlich Ruhe und Sicherheit gefunden zu haben. Leider wurde es für die meisten oder für viele, der ewige Schlaf.

Zeitig am nächsten Morgen kamen schon wieder die russischen „Schlächter“ mit Bordwaffenfeuer und Bomben. Plötzlich hörte ich auch heftiges Artilleriefeuer und Handgranatenexplosionen. Dazwischen ratterten russische MPI.

Schnell ging ich zu dem Keller, in dem ich unseren Stab vermutete. Kaum hatte ich mein Gepäck hingestellt, um hinunterzugehen, da peitschten Panzerschüsse ins Dorf, und schon gellte der vielstimmige Schreckensruf auf: Paanzeer!

Dasselbe schrie auch ich in den Keller hinein und war mit einem Riesensatz bei meinem Gepäck. Im gleichen Moment hörte ich den heiseren Schrei: „Kusnetz!“ Es war ein Hiwi unserer Batterie. Schon flog der Sack in seinen Wagen und ich hinterher. Es war Niki, unser düsterer Schwarzmeermatrose, dem ich immer misstraute und der mir am Kuban trotzdem meine zwei Pferde so gut versorgte.

Weil er meinen Namen nicht wusste, rief er einfach „Kusnetz“ (Schmied). Kaum hatten wir das Dorf verlassen, bot sich mir ein schaurig schönes Bild. Bis zu 20 nebeneinander jagten Trossfahrzeuge und rückwärtige Einheiten in großen Kolonnen dahin, allgemeine Richtung Westen, dem rettenden Dnjepr entgegen!

Nach Stunden erst, Mittag war schon vorbei, hatte sich die Panik gelegt. Vor allem wohl deshalb, weil keine russischen Panzer und Flieger kamen und keinerlei Kampfärm mehr zu hören war. Vielleicht aber auch nur, weil alle Pferde so abgejagt und erschöpft waren.

Allmählich hatten sich einzelne Kolonnen gebildet, die teils im Schritt, teils im Trab weiterfuhren. Während wir an einem Bach die Pferde verschnaufen ließen und dann tranken, rauchten wir die erste Zigarette nach dem Schrecken.

Nach und nach trafen wir immer mehr Fahrzeuge von uns, sogar die so wichtige Feldküche. Jetzt fehlten nur noch unsere Geschütze und ihre Protzen.

Auf einmal waren auch einige Kanoniere da und die erzählten, dass die russischen Panzer in Tschechograd unsere Feuerstellung einfach überrollt und alle Geschütze in den Boden gewalzt hätten. Weil aber die russische Infanterie - nicht gegen unsere Batterie, sondern mit Handgranaten gleich gegen die ersten Häuser vorgegangen sei, hätten sich fast alle Kanoniere retten können. Aus den Häusern werde allerdings kaum jemand herausgekommen sein, weil die Schläfer einfach nicht; wach wurden.

Zwar hatten wir keine Geschütze mehr, aber allein schon die eben angekommenen sehr wuchtigen Geschützprotzen ließen uns wieder wehrhaft erscheinen. Auch die Panik war überwunden, und es herrschte wieder vernünftige Überlegung. Wahrscheinlich deshalb, weil von nun an „unser Hannes“ wieder das Kommando hatte.

Am 27.10. wollten wir nachts bei Berislaw über den Dnjepr, doch da kamen uns andere Einheiten entgegen und meldeten, dass russische Panzer den Übergang schon gesperrt hätten. Also alle kehrt und flussaufwärts zum nächsten Übergang.

Es war in jenen Tagen schwer, einen feindfreien Flussübergang zu finden. Überall waren die Panzer mit einer Hand voll Rotarmisten schon vor uns da. Es waren zwar nur schwache Voraustruppen, die alle Brücken und die wenigen Furten bewachten, und sie werden sehnlichst auf das Gros der Roten Armee gewartet haben. Niederkämpfen konnten wir sie aber auch nicht, weil die Russen nach den ersten Schüssen sofort zu ihren Panzern flohen, und gegen die konnten wir nichts ausrichten.

Mit einer einzigen Pak oder Flak hätte man so eine Sperre schnell aufgebrochen, doch so etwas gab es ostwärts des Dnjepr nicht mehr. Da hatten die Russen schon alles zerstampft und in den Boden gewalzt, wie unsere Geschütze auch:

Die Brücken selbst waren nach wie vor in deutscher Hand (auf dem Westufer!), am Ostufer aber stand überall jeweils ein halbes Dutzend Panzer mit 20-30 Rotarmisten und sperrte die Brückenzufahrten. Sie verfolgten uns aber auch nicht vielleicht mussten sie auch Sprit sparen?

Und Hilfe für uns vom westlichen, noch deutschen Ufer? Da rührte sich nichts, vielleicht war auch schon niemand mehr da. Im günstigsten Fall war ein MG-Posten mit Fernglas dort, der heil froh war, dass die feindlichen Panzer noch nicht über die Brücke fuhren und ihn angriffen.

Das Dnjepr-Ufer auf der Ostseite war hermetisch abgeriegelt, und nun konnte die anrollende Rote Armee in Ruhe all die kleinen deutschen Versprengtenhaufen auflösen und kassieren oder, was noch häufiger war und von den Russen selbst zugegeben wurde, gleich an Ort und Stelle liquidieren.

Von nun an gingen wir unsere eigenen Wege und konnten am Morgen des 30.10. das noch feindfreie Bolschaja-Lepeticha am Dnjepr erreichen. Unsere Batterie hatte nun zwar einen Tag Ruhe, aber wir Schmiede hatten stramm zu tun, um unsere Pferde und Fahrzeuge wieder richtig in Schuss zu bringen.

Weit oberhalb der Dnjepr-Brücke war eine große Kolchose, und vor deren Einfahrt mussten wir halten und warten. Von dort aus führte nämlich eine gepflasterte Straße schnurgerade hinunter zum Dnjepr.

Hier war aber nicht wie bei allen russischen Flüssen das Ostufer niedrig, sondern lag ebenso hoch über dem Fluss, der hier mehr als 100 Meter breit war, wie das Westufer. Unten an der Brücke war der eingeteilte Brückenkommandant mit seinem Stab und einer Menge Feldgendarmen, den so genannten „Kettenhunden“. ⁶⁾

Die Brücke war zwar nur ein breiter Holzsteg, doch war sie der einzige Weg zum rettenden Westufer. Hier unten waren sämtliche Einheitsführer und stritten untereinander und mit dem Brückenstab ums Übersetzen.

Nur der Brückenkommandant bestimmte die Reihenfolge, denn sonst hätte es ja ein Chaos gegeben. Zuerst kamen die Verwundeten, das war klar, und dann die Einheiten, die noch Fahrzeuge hatten. Einzelgänger oder Gruppen von Versprengten wurden in die Sicherungen der Ortsverteidigung eingereiht.

Tag und Nacht griff die rote Luftwaffe an, denn es sollte doch niemand über den

⁶⁾ Landserausdruck für Angehörige der deutschen Feldgendarmarie, die ein halbmondförmiges Schild als Kennzeichen an einer Kette um den Hals tragen

Dnjepr entkommen. Sie erzielte zwar Erfolge, verlor jedoch massenhaft Flugzeuge durch unsere Flak. Was aber das Wichtigste war: Die Brücke blieb unversehrt!

Brennende Fahrzeuge, defekte Autos und tote Pferde wurden einfach vom Steg in den Fluss geschoben oder gekippt, und so immer wieder freie Bahn gemacht. Ohne Zeitverlust wurde Einheit um Einheit über den Fluss gelotst.

Am Abend des 31.10. war großer Trubel. Der herrschte wegen den Russen zwar immer, diesmal wurde er aber von Deutschen verursacht. Es war schon finster, als ziemlich rücksichtslos eine Kolonne von 12 Lkw angerauscht kam und auch sofort zur Brücke hinunterfahren wollte. In weiser Voraussicht hatten wir jedoch durch eine quergestellte Protze die Straße gesperrt.

Die war nun total zu, denn außer uns standen ja noch mehr Einheiten links und rechts an der Straße. Die warteten ebenso wie wir ständig auf ihren Abruf und hatten gar nichts dagegen, dass wir zumachten, damit sich niemand vordrängen konnte.

Der Autokolonnenführer, ein junger Zahlmeister, führte sich auf, als sei er Hitlers persönlicher Adjutant. Mit gezogener Pistole rannte und schrie er herum, dass er möglichst schnell über den Fluss müsse, um für irgendwelche Einheiten, die irgendwo in großer Gefahr seien, Munition zu holen.

Er erntete nur Gelächter. Nicht nur von uns und den Pionieren nebenan, sondern auch von den anderen Einheiten. Weil es bei unseren Protzen nicht ging (sie waren doch sechsspännig), versuchte er die Pionierfahrzeuge (die waren auch pferdebespannt) auf die Seite zu zerren, damit er durchfahren könnte.

Bei der allgemeinen gereizten Angespanntheit war das der sprichwörtliche Funke ins Pulverfass. Schnell kam es zu Handgreiflichkeiten zwischen den Kraftfahrern und uns anderen, bis das Stichwort fiel: Ein Zahlmeister, der unbedingt über den Fluss musste? Ob der nicht nur etwaige „Schätze“ in Sicherheit bringen wollte? Tatsächlich, es war so!

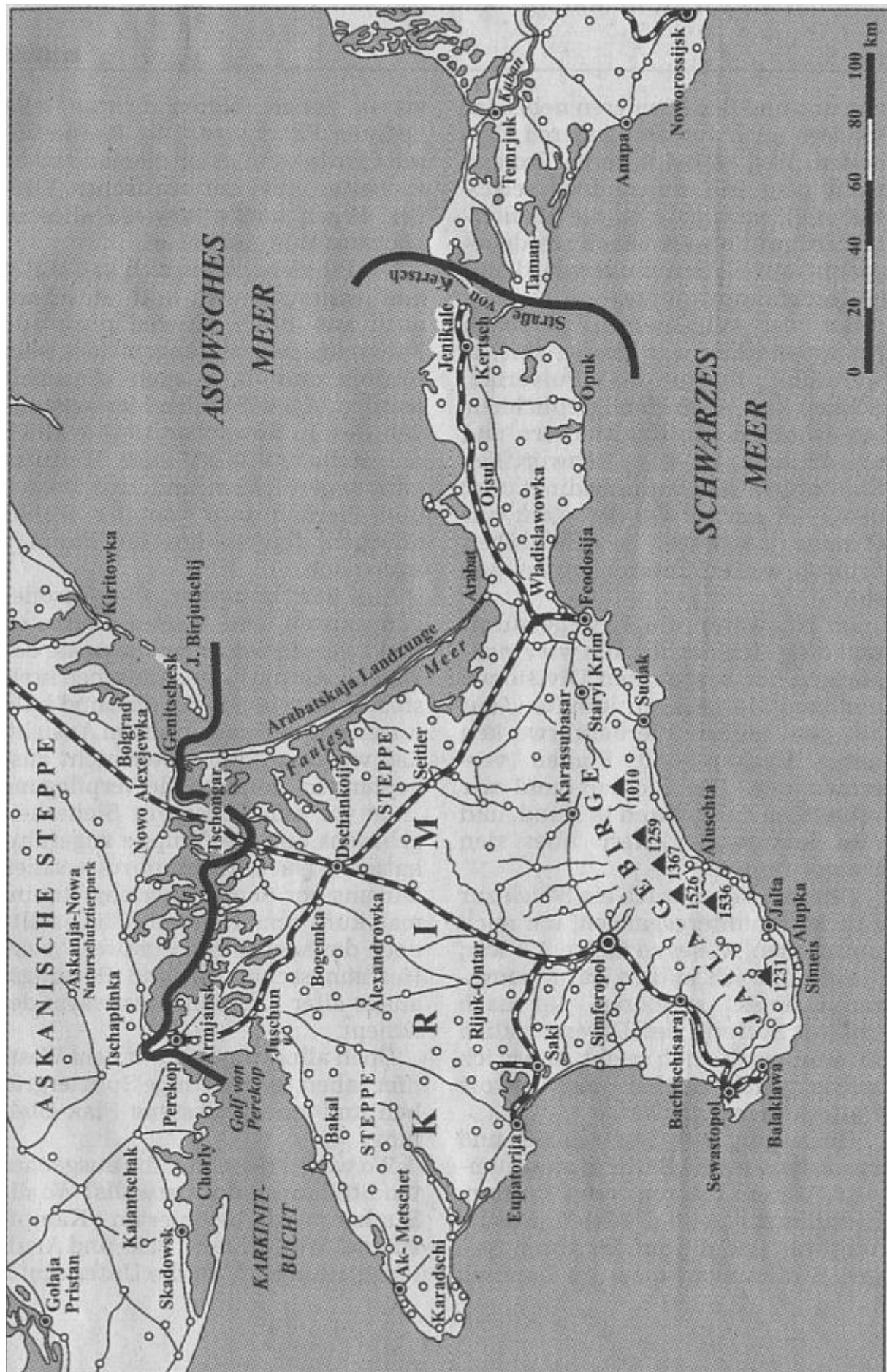
Im Nu waren die Lkw gestürmt und die guten Sachen, die wir Angehörigen der bespannten Divisionen nur vom Hörensagen kannten, auf all den vielen Pferdefuhrwerken unter Decken und Planen verschwunden. Die Pioniere und wir arbeiteten dabei Hand in Hand, und nun konnte der Herr über den Dnjepr fahren.

Unterdessen war ich ein Stück zur Brücke hinuntergegangen, um mich umzusehen, wie es so meine Art war. Da glaubte ich in dem Lärm „unseren Hannes“ zu hören, der nach unserer Batterie rief. Ob es wirklich so war, wusste ich nicht, aber ich schrie gleich lauthals los: „Zwote Batterieeee maaarsch!“

Oben ging der Ruf weiter und schon kam meine Batterie angehumpelt. Voraus die schweren Protzen, die alles zur Seite drückten, was im Weg war und die auf der abschüssigen Straße nicht mehr zu bremsen waren. Ihnen folgten dichtauf alle anderen Fahrzeuge. Die übernervösen Pferde konnte nun niemand mehr aufhalten, und der russischen Flieger wegen, musste sowieso alles in höchster Eile geschehen.

Die Pioniere hatten sich kaltblütig uns angeschlossen und rutschten auch mit durch, obwohl doch alle Fahrzeuge vorher angemeldet sein mussten und dann auch abgezählt wurden. Als wir in den Morgenstunden des 1. November 1943 endlich die steile Auffahrt zum Westufer bezwungen hatten und zum Rasten und Pferdefüttern von der Straße abbogen, folgten uns die Pioniere auch nach.

Als wir hinterher die Verpflegungskisten und Kartons öffneten und zu essen begannen, taten sie das Gleiche. Als die Kognakflaschen kreisten, sassen sie mit bei uns und bald waren wir der gemeinsamen Ansicht, dass wir den Zahlmeister nicht ausgeplündert, sondern die Verpflegung „nur vor den Russen in Sicherheit gebracht und der Truppe zugeführt hatten“. Nach Tagesanbruch sahen wir uns vor dem Weitermarsch einmal kurz um. Hier am Fluss sollte doch der sagenhafte „Ostwall“ sein, Hoffnungsschimmer und Rettungsanker aller Deutschen ostwärts des Dnjepr.



Doch alles, was wir auf dem Westufer sahen, waren einige Splittergräben und eine verlassene Flak-Stellung.

Wo waren denn nun die ausgebauten Stellungen des Ostwalls? Wo die Bunker und betonierte Kampfstände? Wo die Flak-, Pak- und Artilleriestellungen? Wo die Unterkünfte für ganze Regimenter, die hier eingesetzt werden sollten?

Aus alter Erfahrung machten wir uns im Trab davon, denn jeden Augenblick mussten ja die Flieger erscheinen. Wenn wir von Flugzeugen redeten, meinten wir die mit dem roten Stern, denn die mit dem Balkenkreuz gab es scheinbar nicht mehr.

Nach einigen Tagen kamen wir in dem Ort Selenj-Gai am Ingulez an.

Als wir am nächsten Mittag zum Essenholen an die Feldküche kamen, wurde zuerst einmal der ausgefallene Frühappell nachgeholt. Dabei erfuhren wir, dass wir rund 60 Mann an Toten, Verwundeten und Vermissten verloren hatten. Zu den Vermissten zählten ausschließlich Hiwis, hieß es.

Die Tage vergingen und wir erholten uns gut. Wir hatten sogar Geschütze erhalten und diesmal wirklich die neue IFH 40, die wir schon im Frühjahr 1942 haben wollten. Neue Kanoniere waren auch bei uns eingetroffen.

Es waren lauter 18jährige Burschen, die man in Frankreich zu Richtkanonieren und Geschützführern ausgebildet hatte. Sie hatten noch Siegeshoffnungen und wollten uns nun zeigen, wie man Krieg führen müsse.

Nach einigen Wochen - ich war inzwischen Obergefreiter geworden und hatte das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten, ging es wieder zum Dnjepr, diesmal aber in der anderen Richtung - wieder nach Osten. Bei trockenem Wetter legten wir in wenigen Tagen mehr als 200 Kilometer zurück und landeten schließlich in der Kolchosa „Krasnj-Majak“ (Roter Mai), irgendwo dicht am Dnjepr.

Tross und Protzenstellung waren in der Kolchosa untergebracht, und die Feuerstellung war einen Kilometer weiter vorn direkt am Dnjepr-Ufer. Wir gehörten zwar auch zum Brückenkopf Nikopol, waren aber meines Wissens diesseits des Flusses.

Das Wort Brückenkopf konnte schon keiner von uns mehr hören, denn das bedeutete harte Tage, bei denen niemand wusste, ob er den Abend noch erleben würde. Ansonsten lebten wir aber vorläufig noch recht friedlich, denn auch die Russen mussten erst einmal Atem holen. Sie hatten zwar den Dnjepr erreicht, aber dabei so schwere Menschen- und Materialverluste erlitten, dass auch sie umorganisieren und sich neu versammeln mussten.

Ende Januar 1944 bekam ich hohes Fieber und musste mich unter beiden Achseln an Schweißdrüsen-Abszessen operieren lassen. Kaum war ich aus der Narkose erwacht, tat es einen gewaltigen Schlag. Die halbe Kolchosa brannte, und zugleich kam ein Melder und schrie:

„Alles sofort fertig machen, der Rückzug geht los, wir verlassen den Brückenkopf!“

Während die Trossfahrzeuge abmarschbereit gemacht wurden, hatten die Fahrer alle Hände voll zu tun, um die vor Angst halb verrückten Pferde aus den brennenden Ställen herauszubringen und anzuschirren.

Um das Unglück vollzumachen, waren auf einmal einige der alten russischen „Nähmaschinen“⁷⁾ am Nachthimmel und feuerten aus ihren Bordwaffen zwischen

⁷⁾ zweisitziges sowjetisches Schul- und Mehrzweckflugzeug (Doppeldecker) vom Typ Polikarpow U 2, im Landsersjargon u.a. „Nähmaschine“, „Leukoplastbomber“, „Kaffeemühle“, „Nebelkrähe“, „Rollbahnhure“, „Nachteule“ genannt

unser Gewimmel. Das immer weiter um sich greifende Feuer hatte sie angelockt.

Einen Toten hatten wir durch ihren Beschuss, und zwar den lustigen Schorka aus dem Kaukasus. Er würde also weder Deutschland sehen, das er unbedingt kennen lernen wollte, noch würde er in seine schöne Heimat zurückkehren.

Wohin es gehen sollte, wusste noch niemand. Vielleicht hinunter auf die Krim, und zwar deswegen, weil die Reste unserer drei Infanterieregimenter, die 170er, 186er und 213er, auf dem Luftweg ja schon nach Kertsch transportiert worden waren. Dort unten brannte es scheinbar auch lichterloh.

Die folgenden drei Wochen waren eine einzige Tortur und Quälerei. Wir hatten unsere vorgeschriebene Route, und das waren aber nur ehemals festgefrorene Schneewege, die jetzt im Schneeregen auftauten und grundlos wurden. Die richtigen Straßen, sofern es noch welche gab, blieben den mot. Truppen und dem Nachschub zur Front vorbehalten.

Irgendwann, als wir uns nachts in einem der hingeduckten Häuschen zitternd um den Ofen drängten, um wenigstens ein bisschen Wärme zu erhaschen, kam der Befehl, dass unsere sämtlichen Geschützfahrer mit ihren Pferden sofort irgendwohin in Marsch zu setzen seien. Es wurde ein sehr schmerzlicher Abschied mit viel Aufregung, und wir hörten nie mehr von ihnen.

Wir hatten einen Tag Rast und dann kamen RSO, um die Geschütze weiterzufahren. Alles übrige, also Trossfahrzeuge, Nachrichten- und Munitionsstaffeln blieb pferdebespannt. Der RSO, das hieß „Raupenschlepper Ost“, war eine kleine, geländegängige Zugmaschine, die, wäre sie ab Herbst 1941 beim Heer gewesen, wahrscheinlich wahre Wunder bewirkt hätte.

Bei meiner Fahrt in den Urlaub im Dezember 1943 standen auf einem Bahnhof nördlich von Nikolajew zwei Güterzüge mit mehr als 100 der neuen 7,5-cm-Pak mit weißem Tarnanstrich. Jetzt, im Februar 1944, standen sie immer noch da, und im Brückenkopf Nikopol wussten sie nicht, wie sie sich der vielen feindlichen Panzer erwehren sollten.

Ende Februar trafen wir endlich in Odessa ein. In dem Dorf Friedenau kurz davor, wurde mir auf die Schnelle das EK I angeheftet.

Nach acht Tagen in Odessa hieß es: Fertigmachen zum Übersetzen auf die Krim! Es wurde aber nur ein Teil der Batterie verladen. Alle Fahrzeuge waren pferdebespannt. Die beiden Munitionsstaffeln und der übrige Tross blieben in Odessa zurück.

Nun hatten wir alten „Krimkämpfer“ die Fähren bestiegen. Es war ein seltsames Gefühl, sich einige Meter tief unten am Boden der Fähre zu befinden, nur durch ein bisschen Stahlblech vom wildbewegten Wasser des Schwarzen Meeres getrennt. Wenn eine große Welle oder ein harter Brecher gegen den Schiffsrumpf donnerte, dröhnte der ganze Blechkasten wie eine große Glocke.

Die Pferde da unten wurden vor Angst fast verrückt, und auch für uns Landratten war es so tief unten unheimlich, denn jeden Augenblick fürchteten wir, die nächste große Welle würde das Blech zusammendrücken, und wir alle ertrinken.

Nun, wir ertranken nicht, überstanden sogar einen U-Boot-Alarm und landeten in den ersten Märztagen in einem kleinen Hafen beim Kap „Ak-Metschek“ in der Nähe von Eupatoria, an der Westküste der Krim.

Von Eupatoria aus wurden unsere Geschütze von Zugmaschinen der Heeresartillerie quer durch die ganze Krim in eine Feuerstellung vor Kertsch geschleppt. Wir Bespannten zottelten auf Nebenwegen, weil auch hier die Straßen den Motorisierten vorbehalten waren, langsam nach.

Viele Tatarendörfchen hatten wir hinter uns gelassen und kamen nun an die Parpatsch-Enge mit den deutschen Stellungen von 1941/42, doch von „Stellungen“, weder alten noch neuen, war weit und breit nichts zu sehen.

Kurz darauf kamen wir nach Hirschdorf und wurden in und bei der Ortschaft untergebracht. Überraschend bekamen wir leichte französische Beutepanzer als Zugmaschinen für unsere Geschütze. Sie waren ohne Türme und Bewaffnung und hatte dafür Vollsichtkuppeln aus Hartplastik. Nun waren auch wir teilmotorisiert.

Das Gelände um Hirschdorf war so hügelig wie überall vor Kertsch. Nur einige hundert Meter vom Dorf entfernt, etwas näher zur Front hin, lag ein steiler Hügel, der aussah wie ein Zuckerhut mit abgeschnittener Spitze.

Weil er in der Umgebung Hirschdorfs die höchste Erhebung darstellte und man von ihm aus das Gelände ringsum weit übersehen konnte, diente er bei den wechselhaften Kämpfen um Kertsch bald den Russen, bald den Deutschen als B-Station. Damals hausten wir zu viert im alten Unterstand oben auf der Spitze.

Von unserem Hügel aus konnte man auch ohne Fernglas den genauen Frontverlauf erkennen. Deshalb zitterten wir mit unseren Infanteristen und um sie, wenn wir die Il 2 anfliegen hörten. Jeder Bomben-, Granat- oder Granatwerfereinschlag war von hier aus zu sehen und zu hören.

Auf den Gedanken, dass es auch bei uns einmal rumsen könnte, kamen wir gar nicht. Dabei hätten selbst Pflastersteine die dünne Decke unseres Unterstandes durchschlagen, wenn russische Flieger welche abgeworfen und getroffen hätten.

Man gewöhnte sich daran und fühlte sich trotzdem sicher. Das war ja manchmal schon der Fall, wenn man nur eine Zeltbahn über dem Kopf hatte. Es war eben reine Gewohnheits- und Glückssache und es ist uns ja auch nichts passiert.

Schlimm wurde es vorn in der Stellung, als die Russen den ganzen März hindurch schwere Großangriffe starteten. In jenen Märztagen versank die Front tagelang unter dichtem, gelbbraunem Qualm. Immerzu blitzten darin die Explosionen auf, und ständig wirbelten die turmhohen schwarzen Rauchwolken der schweren Einschläge hoch. Wenn man das tagelang sah, dann konnte man die armen Infanteristen, die hüben wie drüben in dieser Feuerhölle ausharren mussten, nur bedauern.

Begeistert beobachteten wir indessen, wie unsere FW-190-Jäger ⁸⁾ zur Entlastung unserer Infanterie als Jagdbomber russische Bereitstellungen mit Bomben angriffen und hinterher die russischen Gräben mit Bordwaffenfeuer belegten. Noch größer war die Freude, wenn sie vollzählig zurückflogen, und sie waren immer vollzählig.

Manchmal sassen wir bis nach Mitternacht auf unserem Ausguck und sahen auf die nahe Front hinunter. Immer wieder stiegen weiße Leuchtkugeln hoch, von wachsamem Posten abgefeuert, um das Gelände zwischen den Stellungen besser beobachten zu können. Neben einzelnen Gewehrschüssen flackerte immer wieder MG-Feuer auf. Hier das Schnurren unseres neuen MG-42 ⁹⁾, beantwortet vom bedächtigeren, dumpferen Klackern der Maxim-MG ¹⁰⁾ von drüben. Wenn die Maxims auch schon recht altmodisch und ein bisschen unhandlich waren, so blieben sie doch die Hauptwaffe der Russen, denn das Maxim-MG mit der Munition in den Leinengurten konnte praktisch immerzu schießen.

⁸⁾ deutscher Jagdeinsitzer vom Typ FW 190, 1800 PS, 685 km/h Höchstgeschwindigkeit in 6600 m Höhe, Flugstrecke 835 km, 2 Kanonen 20 mm, 2 Maschinengewehre 13 mm

⁹⁾ leistungsfähiges deutsches Maschinengewehr 42 im Kaliber 7,92 mm, luftgekühlter Rückstoßlader, Länge 1,22 m, Gewicht 11,6 kg, Mündungsgeschwindigkeit 755 m/sec, bis zu 1550 Schuss/min

¹⁰⁾ schweres sowjetisches Maschinengewehr von 1910 bis 1943, das auf einer zweirädrigen Lafette, (mit und ohne Schutzschild) transportiert wurde. Länge 1,10 m, Gewicht mit Lafette 69 kg, Vo 800 m/sec, Schußweite 5000 m, Feuergeschwindigkeit 500 Schuss/min, Gurte zu je 250 Patronen

Wir hörten die Abschüsse unserer und der russischen Artillerie und sahen und hörten erst recht die Einschläge. Am deutlichsten sahen und hörten wir die heulenden Feuerschweife einschlagen. Da wussten wir dann immer, das ist bei den Unsrigen, und es sind die „Stalinorgeln“¹¹⁾, die gefürchteten russischen Raketenwerfer.

Nacht für Nacht flogen die russischen Störflyer in geringer Höhe die Front ab, und wo Licht aus einem Unterstand fiel oder ein schießendes MG mit Leuchtspurmunitie seinen Standort verriet, hielten sie mit ihren Bordwaffen dazwischen.

Zum Glück gelang ihnen das nicht immer, denn da gab es auf unserer Seite den Flugwarndienst. Jedes Feindflugzeug, das die eigenen Linien überflog, wurde sofort an die Flak durchgemeldet, und die war auf Draht - unser langjähriger Begleiter, die bewährte 9. Flak-Division des Generals Wolfgang Pickert.

Sofort flammten unzählige Scheinwerfer auf und tasteten den Himmel ab. Weil die alten Kisten nicht hoch und vor allem, recht langsam flogen, waren sie schnell im Gitternetz der Leuchtfinger gefangen, und daraus gab es für sie kein Entrinnen.

Einmal konnten wir nachts in ganz kurzer Zeit zwei Abschüsse beobachten. Die erste Maschine brannte bereits in der Luft, sodass die beiden Insassen vielleicht abspringen konnten, bevor ihr Flugzeug am Boden zerschellte. Bei der anderen hatte es wahrscheinlich den Piloten erwischt, denn sie schoss mit immer lauter aufheulendem Motor im Sturzflug zu Boden. Die Aufschläge schepperten bis zu uns, und zwei große Aufschlagbrände kündeten von der Treffsicherheit unserer Flak. Grausig war das!

Ebenso grausig war es, wenn wir nachts zusahen, wie das Artilleriefeuer, eigenes wie feindliches, an oder auf den Infanteriestellungen entlangwanderte.

Schon seit Ende März gingen Parolen um, die besagten, dass wir uns bald nach Sewastopol zurückziehen würden, weil die Krim nun doch geräumt werde.

Zu Beginn der Karwoche hörten wir in unserem Hinterland schwere Explosionen, und schon abends hörten wir, dass auf dem Flugplatz Bagarowo alle Anlagen gesprengt wurden. Über dem Flugplatz hingen riesengroße Rauchwolken am Himmel. Das ging so bis Ostersonntag.

Rechts vor uns war ein Tafelberg, auf dem sich oben schwere Flak eingegraben hatte, und am Vorderhang war seit dem Winter Heeresartillerie mit Langrohrkanonen in Stellung. Die schoss auf einmal Tag und Nacht, aber nicht, weil die Russen so stürmisch angriffen, sondern nur, damit sie die Munition aufbrauchte.

Die Flak begann damit am Karsamstag und ballerte ununterbrochen im Erdbeschuss. Das war doch eine Sauerei! Wie in solchen Fällen üblich, sollte auch hier der Rückzugsbeginn geheim bleiben und das Lösen vom Feind überraschend und lautlos vor sich gehen. Doch statt dessen machten diese Heine die Russen schon eine Woche vorher darauf aufmerksam.

Aber es kam noch schlimmer! Am Ostersonntag, ich glaube, es war der 9.4.1944, dröhnten plötzlich vom Nachbarberg schwere Explosionen herüber. Was war denn das? Mächtige Rauchpilze stiegen hoch, erst vor und später auf dem Berg. Aber wir hatten doch weder Flugzeuge noch fallende Bomben gehört und auch nicht Artillerieabschüsse oder einschlagende Granaten.

¹¹⁾ sowjetisches Raketensalvengeschütz, das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte, auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet; von den Russen „Katjuscha“ genannt

Als sich der Rauch verzogen hatte, rief einer: „Die Flak ist weg!“ Tatsächlich! Aber nicht durch Feindeinwirkung, denn sie hatten ihre Geschütze selbst gesprengt und die Heeresartillerie tat das Minuten zuvor. Warum denn nur?

Weil sie angeblich keine Zugmaschinen hatten, verschossen sie ihre Munition und sprengten dann die Geschütze in die Luft. Konnte man diese wirklich nicht um 10 Kilometer zurückbringen? Es mussten doch Zugmaschinen da sein, die Flak hatte doch sonst auch alles ...

Am Ostermontag bekam ich den Befehl, sofort in alle Quartiere rundum zu reiten, um den Rückzugsbefehl zu überbringen: Um 19 Uhr, nach Einbruch der Dämmerung, marschiert die Batterie ab!

Pünktlich zur Zeit waren wir abmarschiert und warteten auf Kanoniere und Geschütze. Statt unserer Geschütze kamen aber schon die ersten Infanteristen; es waren Panzerjäger. Sofort dachte ich an den Winter: Michel und den Urschler-Hans, meine Gefährten von der Genesungs-Marschkompanie im Frühjahr 1943 auf der Krim.

Als ich einen Kameraden fragte, ob sie 213er seien und er bejahte, fragte ich ihn nach Michel und Hans. „Dort, das hintere Geschütz“, sagte er trocken und wies mit dem Kinn auf eine Zugmaschine mit zwei Geschützen.

Freudig ging ich hin, und dann stockte mein Schritt. Am Schutzschild der hinteren Pak hingen noch Körperfetzen. Fragend sah ich hoch, und da sagte einer bedauernd: „Handgranatenvolltreffer, alle hin!“ Mir wurde ganz übel. Also waren die zwei guten Kameraden und hochdekorierten Soldaten nun auch tot.

Endlich kam mit weiterer Infanterie auch unsere Geschützstaffel, und dann zogen wir los. Etwas überhastet war alles, meine ich. Diesmal würde es kein geordneter Rückzug wie am Kuban werden, hier machte jeder, was er wollte.

Damals waren die Marschwege und Marschzeiten für jede Einheit festgelegt und wurden auch eingehalten. Hier aber gab es kein Zusammenspiel zwischen Infanterie und Artillerie und auch keine Abstimmung mehr zwischen den Nachbarn.

Wo waren denn diesmal die Planer vom Kuban und die energischen Einheitsführer? Gab es die nicht mehr, waren sie etwa schon alle tot? Wir waren doch alle kampferprobte Einheiten, fast dieselben wie 1943, am Kuban. Warum gab es denn jetzt keinen Zusammenhalt und keine Übersicht mehr?

Kurz hinter Hirschdorf bogen wir vom Weg nach rechts in einen Wiesengrund ab. Unser Ziel war eine Straßenkreuzung hinter einem sehr lang und steil ansteigenden Hang. Plötzlich der halblaute Ruf: „Haalt!“

Tödlicher Schreck erfasste unsere Kolonne. Drüben auf dem Weg, den wir vor knapp fünf Minuten verlassen hatten, rollte in schneller Fahrt ein gutes Dutzend T 34 vorbei. Um Gottes willen, nur kein Licht und keine Bewegung. Wenn die uns hier entdecken, dann überlebt keiner von uns!

Die Panzerleute, zum Glück ohne aufgesessene Infanterie, sahen uns nicht und waren wie ein Spuk in einer riesigen Staubwolke schnell verschwunden. Ob die uns verfolgen sollten? Ein glücklicher Zufall hatte uns zur rechten Zeit von dem Sandweg abbiegen lassen. Wenn nicht, wären wir alle schon nicht mehr gewesen.

Später erfuhren wir, dass ungefähr zur selben Zeit hier in der Nähe die 213er ihr ganzes 3. Bataillon durch Panzer verloren hatten. Vielleicht waren es sogar dieselben, die uns übersehen hatten, und unsere Zeit war nur noch nicht gekommen. Nach Mitternacht kamen wir in einer großen Kolchose an und übernachteten außerhalb, weil sie von Landsern restlos überfüllt war.

Kurz nach der Morgendämmerung bekamen wir höchst unangenehmen Besuch: Russische Flugzeuge! Aber nicht die alten „Nähmaschinen“, nein, nun kamen sie

wieder in Scharen mit ihren Il 2, genauso wie am Kuban. Nur blieben sie jetzt unbehelligt, weil auf unserer Seite keine Flak mehr da war.

Zum Glück warfen sie keine Bomben oder sie hatten keine mehr. Dafür schossen sie mit ihren Bordwaffen die Kolchose in Brand. Kaum waren die Flieger weg, wurde der Tumult noch größer. Während des Fliegerangriffes hatten feindliche Panzer, unbemerkt von uns, unsere Geschütze niedergewalzt! Genauso wie in Tschechograd.

Die Russen büßten zwar vier Panzer dabei ein, drei davon schoss ein Kanonier mit dem „Ofenrohr“¹²⁾ ab, aber die russischen Panzer beherrschten nun die Höhe, und das hatte für uns in der Kolchose katastrophale Folgen.

Sie konnten die ganzen Gebäude übersehen, die nun in hellen Flammen standen, und sie schossen auf alles, was sich bewegte. Was aber noch schlimmer war: Sie sperrten damit auch unseren weiteren Rückzugsweg, der über die nächste Höhe führte.

Die Aufregung noch mehr steigernd, tauchte ein kleiner Opel „Olympia“ auf. Aber seltsamerweise nicht in Wehrmachtsfarben, sondern beige. Auf den Trittbrettern, links und rechts standen je ein Stabsoffizier - erkenntlich an den roten Biesen an den Hosen - und riefen laut: „Der Russe ist durchgebrochen, rette sich, wer kann!“

Das gab es doch nicht? Unsere Offiziere riefen doch eher zum Widerstand auf! Waren es Russen oder deutsche Überläufer, weil es gar so echt klang? Am Ende solche vom „Freien Deutschland“, wie wir sie in der Gefangenschaft kennenlernten!

Ihre Aufforderung zur Flucht hatte jedenfalls Erfolg. Es blieb uns ja auch gar nichts anderes übrig. Feindliche Infanterie, die wir hätten bekämpfen können, gab es nicht, und an die Panzer oben auf dem Hügel kam niemand ungesehen heran. Sie gingen aber auch nicht das Risiko ein, in die Kolchose zu fahren, wo man sie vielleicht hätte angreifen können.

Am Hang zum nächsten Hügel ging derweil die Welt unter. So, wie wir 1942 in Sewastopol von einem Hügel auf die Russen schossen; als sie sich über die nächste Kuppe retten wollten, so machten sie es jetzt mit uns.

Sie machten es leider zu gut. Da wirbelten Fahrzeuge samt Bespannungen durch die Luft, von den Menschen gar nicht zu reden. Unten von der Kolchose aus meinte man, da käme keine Maus hinüber und doch mussten wir es versuchen.

Nach kurzer Überlegung und Abschätzen des Weges wetzte ich los und kam unverseht über die Hügelkuppe. Und siehe da: Ringsum lagen atemlose Kameraden, die es auch geschafft hatten. Von unserer Batterie sah ich jedoch niemand.

Sicher waren sie schon weg und ich hatte es nur nicht bemerkt. Eines war klar: Wir hatten keine Geschütze mehr und auch die Zugmaschinen waren im Eimer. Also waren wir wieder so arm wie im Oktober 1943 bei Darmstadt und Tschechograd!

Nachdem ich mir aus weggeworfenen Sachen etwas Esserei zusammengesucht hatte, marschierte ich los. Immer schön langsam, denn damit kam man am weitesten. Nach einiger Zeit kam ich an ein einzelnes Haus, eine Verwundeten-Sammelstelle.

In der Absicht einen gehfähigen Leichtverwundeten mitzunehmen, guckte ich hinein. Es war schrecklich! Nur Schwerstverwundete mit Kopfschüssen oder ohne Beine lagen drin, und alle waren bewusstlos. Von denen konnte ich keinen mitnehmen, ich hätte ihn ja tragen müssen.

¹²⁾ Tarnbezeichnung für deutsche Raketenpanzerbüchse 44, auch Panzerschreck genannt; vergrößerte Panzerfaust im Kaliber. 8,8 cm mit 3,3-kg-Gefechtsköpfen (Hohlladungen)

Gegenüber des Rotkreuz-Hauses, direkt am Weg, war ein sehr steiler Hang, ganz oben von wuchtigen Felsen gekrönt. Von unten am Weg bis zur halben Höhe des Hanges hinauf weideten mehr als 100 Pferde.

Alle waren recht nervös, viele verletzt, und dazu lagen etliche tote Tiere mit Schussverletzungen dort. Die verletzten Pferde schrien vor Schmerzen, wälzten sich im Gras oder rannten, wie Fohlen hüpfend und bockend, umher.

Sie waren alle voller Phosphorspritzer, oft mehr als handtellergroß, und jedermann weiß doch, dass sich dieses Teufelszeug immer tiefer frisst und dabei wahnsinnige Schmerzen verursacht. Es ist mir unbegreiflich, warum die russischen Flieger, die wehrlosen Pferde mit solchem Zeug angriffen.

Es war ein Jammerbild und so stieg ich ein Stück hangwärts und erschoss einige von denen, die am meisten abbekommen hatten und vor allem solche, die am Boden lagen und sich nicht mehr erheben konnten.

Dann lockte ich die anderen Pferde zu mir. Mir war zum Heulen, denn da kamen sie schnobernd näher, leise und dunkel wiehernd, so, wie ein Pferd seinen vertrauten Reiter und Pfleger willkommen heißt.

Immer mehr kamen zu mir, umstanden mich wartend und mit den Köpfen nickend. Sie waren es gewohnt, dass ihnen der Mensch half, wenn sie in Not waren, so, wie zum Beispiel hier und jetzt.

Doch was sollte ich denn tun? Das Zeug hätte aus ihrem Fell herausgewaschen werden müssen, doch ich hatte ja nichts zum Wegmachen. Im Gegenteil, die Pferde umdrängten mich so dicht, dass ich höllisch aufpassen musste, damit sie nicht noch mich vollschmierten.

Es ist schwer zu beschreiben, wie mich das damals bedrückte: Ein Pferdenarr zu sein, von den verletzten Pferden umdrängt zu werden, in ihren großen Augen den stummen Vorwurf der geschundenen Kreatur zu sehen, helfen wollen, aber nicht wissen wie und auch nicht können. Es war einfach furchtbar für mich!

So tat ich eben das einzige, das ich für sie tun konnte. Ich erschoss noch mehr von denen, die am meisten litten und erlöste sie so von ihren Schmerzen.

Die Idee, ein gesundes Pferd ohne Sattel zu reiten und dadurch die ganze Herde hinter mir herzulocken, verwarf ich rasch. Erstens hätte ich da ein zu verlockendes Ziel für feindliche Flieger geboten und zweitens: Wohin denn mit den vielen Pferden?

Aber etwas konnte ich doch tun, und das tat ich auch. Ich packte ein Pferd bei der Mähne und zog es mit mir bergab. Die anderen folgten alle nach und so brachte ich die ganze Herde wenigstens von dem verseuchten Hang weg auf die andere Seite des Weges, wo die Wiese nicht voll Phosphor war.

Dann verließ ich die vierbeinigen Kameraden und ging, den Krieg verfluchend, meines Weges. Wo ich die zweite Rückzugsnacht verbrachte, weiß ich nicht mehr. Am Morgen danach sah ich aber ein mir gut bekanntes Dreigespann samt Wagen und ging freudig hin.

Es war einer unserer neuen Hiwis, der mutterseelenallein bei seinem Panjewagen stand und nicht wusste, was er machen sollte. War der froh, dass nun ein Deutscher, noch dazu einer von der eigenen Batterie, bei ihm war.

Jetzt hatte ich ein leichtes Fahrzeug und drei ausgeruhte Pferde mit Fahrer. Mein Begleiter hieß Grigori, und ich nannte ihn Grischa. Ab und zu musste er anhalten. Einmal hob ich ein weggeworfenes Deckenbündel auf, und ein andermal holte ich aus einem verlassenen Auto einen ganzen Sack mit Verpflegung heraus.

So fuhren wir denn im Trab und scharfem Schritt dahin. Waren es doch bis zur Parpatsch-Enge, wo ich eine feste Verteidigungslinie erhoffte, noch mehr als 100 Kilometer Weg. Wir überholten und wurden überholt und hatten Glück und Pech zugleich.

Glück hatten wir insofern, weil wir weder von Fliegern noch von Panzern angegriffen wurden. Pech hatte ich, weil ich trotz allen Umherschauens kein bekanntes Gesicht entdeckte, auch nicht von Kameraden einer anderen Batterie.

Scheußlich war nur die Ungewissheit über unsere augenblickliche Lage. Wo waren die Panzer, die unsere Geschütze zermalmt hatten, und wo fuhren jene herum, die uns vor zwei Abenden überholt und nicht gesehen hatten?

Kamen sie etwa im nächsten Augenblick aus der Mulde hinter uns oder waren sie schon im Dorf vor uns? Wir fuhren sozusagen mit eingezogenem Genick, immer in Erwartung eines Feuerüberfalles durch russische Flieger, Panzer, Artillerie und Granatwerfer oder gar schon durch durchgebrochene Infanterie.

Das war es auch, was den seit Längerem schweisgsamen Grischa beschäftigte. Ganz plötzlich sagte er, dass er auch ein Gewehr haben möchte. Als wir an einem umgestürzten Wagen vorbeifuhren, neben dem auch ein Gewehr lag, ließ ich halten.

Schweigend reichte ich das weggeworfene Gewehr zum Fahrersitz hoch. Beinahe liebevoll streichelte Grischa das Gewehr. Für ihn war es nicht nur eine Waffe, sondern mehr noch eine Art Lebensversicherung. Er würde sich sicherlich lieber erschießen, als lebend in die Hände der Russen zu fallen, denn die brachten jeden Hiwi, den sie erwischten, an Ort und Stelle um.

Schließlich hatten wir die Parpatsch-Enge erreicht, doch es war eine herbe Enttäuschung. In Hirschdorf hatte man uns von Stellungen- und Festungsbaukommandos erzählt, ebenso von Arbeitsdienst- und Gefangenenbautrupps. Sogar Feldausbildungs-Bataillone sollte es hier geben.

Dass es keine komplette Bunkerlinie sein würde, wussten wir ja. Wir hofften aber, dass wenigstens die alten deutschen Stellungen ausgebessert und besetzt sein würden, vor allem mit panzerbrechenden Waffen. Dass aber die verfallenen Stellungen leer sein würden und weit und breit kein Schwanz zu sehen war außer flüchtenden Landsern, das hätten wir doch nicht gedacht.

Dabei war doch gerade hier der Osteingang der Krim so leicht zu sperren. Wenn starke und schnelle Nachhuten hier die Russen nur zwei Tage aufhielten, könnten sich die vielen zerschlagenen Einheiten einigermassen sicher nach Sewastopol zurückziehen. Doch wie immer bisher wurden wir auch hier wieder nur belogen.

Im altbekannten Wladislawowka hinter der Parpatsch-Enge hatten die Pferde und wir endlich einen Ruhetag. Hier fanden die Reste unserer ganzen Abteilung, also alle vier Batterien, nach und nach wieder zusammen. Wider Erwarten waren auch die meisten unserer Kanoniere dem Panzerüberfall entkommen. Wie es bei unseren anderen Batterien aussah, war unbekannt.

In Wladislawowka bekam unsere ganze Abteilung geschlossen einen rumänischen Orden überreicht, den „Kreuzzug wider den Bolschewismus“. Der Orden war sozusagen das Gegengeschenk für unseren Krimschild, den wir alle trügen und den auch alle Rumänen bekommen hatten, die 1941/42 mit um die Krim gekämpft hatten. So wie wir Landser die „Ostmedaille“ respektlos nur den „Gefrierfleisch-Orden“ nannten, so hießen wir die rumänische Auszeichnung einfach den „Petroleum-Orden“, verliehen für treue Waffenbrüderschaft.

Hauptmann Kühn, unser Abteilungskommandeur, hatte die Losung ausgegeben, dass sich die Abteilung geschlossen nach Sewastopol durchschlagen müsse. Notfalls auch einzeln, aber in jedem Falle nach Sewastopol, denn nur von dort aus könnten wir nach Konstanz in Rumänien verschifft werden. Odessa, von da aus wir zur Krim übergesetzt waren, sei bereits vom Feind besetzt.

Wir „Alten“ könnten uns doch sicher noch an die vielen Feldbefestigungen und Festungswerke Sewastopols erinnern. Dort könne man erfolgreich und lange genug Widerstand leisten, damit unsere 17. Armee sicher nach Rumänien überführt würde.

Aber das Gepäck wurde aussortiert und nur leichtes Fluchtgepäck mitgenommen. Alles Übrige wurde verbrannt, und alle schweren Fahrzeuge wurden zerstört. Irgendwer gab mir Leuchtspurmunition, und das hätte mir anderntags fast das Leben gekostet.

Dass die Russen bei Perekop schon durchgebrochen waren und mit ihren Panzern Simferopol zustrebten, wussten wir zum Glück noch nicht. Wir achteten nur auf den Feind hinter uns. Falls Partisanen auftreten sollten, hofften wir, mit ihnen fertig zu werden. Unsere Batterie bestand ja schließlich zum größten Teil aus Leuten mit mehrjähriger Fronterfahrung.

An einer kilometerlangen Steigung mussten wir absitzen, weil wir unsere Pferde nicht überanstrengen wollten. Und hier sah ich zum ersten Mal eine richtige Rückzugsstraße unserer Wehrmacht.

Den ganzen langen Berg hoch stand links und rechts Fahrzeug hinter Fahrzeug. Nur motorisierte! Wo die bloß alle herkamen? Kein Fahrzeug war zerstört, alle waren unbeschädigt, samt ihrer Ladung. Man hatte sie wegen Spritmangels einfach stehen lassen, und die Insassen müssen es dabei sehr eilig gehabt haben, weil sie auch ihre Privatsachen liegen ließen.

Es waren alle drei Wehrmachtsteile vertreten, die Luftwaffe ebenso wie das Heer und die Marine. Bis auf eine Zwillingsflak der Marine, die auch unversehrt aussah, waren aber keine schweren Waffen dabei.

Die Fahrzeuge waren wahre Fundgruben für uns Habenichtse. Es war wie im Schlaraffenland, und wir trugen die guten Sachen zu unseren Wagen, in der Hoffnung, sie nach Sewastopol retten zu können.

Im Laufe des Tages und durch öfteres Rasten hatte sich unsere Abteilung doch recht in die Länge gezogen, und auf einmal war unsere Batterie allein. Das durfte aber nicht sein. Entweder hatten wir uns da beim Organisieren zu lange aufgehalten, oder wir waren einfach nicht schnell genug gefahren.

Als wir jedenfalls bei Sary-Krim an die große Straßenkreuzung kamen, tauchten aus dem Straßengraben einige Landser auf, die verwundert fragten, wo wir denn noch herkämen und wohin wir wollten. Sie sagten weiter, dass heute früh russische Panzer diese Kreuzung schon passiert hätten. Sie wüssten nur nicht, ob es welche von Kertsch oder welche von Perekop waren.

„Wieso von Perekop?“ wollten wir wissen.

„Na, da ist doch der Russe durchgebrochen und gleich bis Simferopol durchgestoßen“, sagten sie. Das war aber ein Hammer! Jetzt aber nichts wie weg, zumal unsere anderen Batterien angeblich an der Kreuzung hier gar nicht gewesen waren. Sie hatten schon irgendwo vorher die Straße verlassen, und wir taten es jetzt eiligst ebenso, weil ja auf der Hauptstrasse jeden Augenblick andere russische Panzer daherkommen konnten.

Auf einem Feldweg, der von der Kreuzung nach links ins Gebirge führte, jagten wir etwa eine Stunde lang dahin. Weit vor uns rückten die Felsen wie ein Tor bis an den Weg heran. Langsam trabten wir durch die Einfahrt, hatten unsere Gewehre bereit und hielten überrascht inne.

Vor uns lag ein herrlicher Talkessel, in dem an einem Bach eine riesige Pferdeherde weidete. Hier würden wir die Pferde wechseln, aber total. Wir würden uns frische Pferde nehmen und unsere Abgetriebenen dafür freilassen. Doch nun passierte etwas, was wir lange nicht vergessen konnten.

Statt erst die frischen Pferde zu holen, spannten wir unsere aus und ließen sie laufen. Als wir zu den anderen Pferden wollten, raste urplötzlich Gewehr- und MPi-Feuer auf. Partisanen hatten uns aufgelauert und erst in dem Augenblick geschossen, als wir unsere Pferde ausgespannt hatten und unaufmerksam waren.

Neben dem Weg stand ein rumänischer Planenwagen, an dem ein Offizierskoppel mit Pistolentasche hing, und die wollte ich mir holen. Als ich danach griff, wurde geschossen.

Ob man direkt auf mich schoss, weiß ich nicht, denn mein Instinkt ließ mich im selben Moment blitzschnell zu Boden fallen. Die Abschüsse waren aber so nah, dass sie mich blendeten und mir die Ohren halbtäub machten. Nach einem Riesensprung raste ich wie wild im Zickzack zwischen einige Felsbrocken.

Mit einem vorsichtigen Rundblick versuchte ich mich zu informieren. Unsere Wagen mit der köstlichen und für uns so wichtigen Esserei standen alle noch da. Also war es niemand gelungen, zu flüchten, und wahrscheinlich lagen sie alle in guter Deckung, denn von meinem erhöhten Platz aus war von meinen Kameraden nichts zu sehen. Von den Partisanen allerdings auch dicht.

Voller Wut jagte ich die ersten fünf Schüsse schnell ganz tief unter die Plane und in die Bordbretter des Wagens. An der Leuchtspur konnte ich sehen, dass die Schüsse gut lagen, und von dort aus knapp 20 Meter entfernt, wurde nicht mehr geschossen.

Sie knieten bestimmt zu dritt im Wagen, und nachdem keiner mehr schoss, nahm ich an, dass ich sie getroffen hatte. Nun konnte ich mich anderen Zielen zuwenden, doch da war nirgends eines zu finden. Kurz darauf sah ich in den Felsen gegenüber doch etwas huschen und gleich darauf noch einmal. Scheinbar waren sie vorhin überrascht, dass da jemand zurückschoss und versuchten nun, denjenigen ausfindig zu machen.

Aber warum schoss denn keiner von meinen Kameraden? Merkten oder sahen die denn nichts?

Nun, ich hatte etwas gesehen und war auf der Lauer. Wer aus jenen Felsen herauskam, lief in meinen Schuss. Und so war es auch. Wer es war, Mann oder Frau, zivil oder uniformiert, weiß ich nicht. Ich sah nur wieder die schattenhafte Bewegung und eine Zivilistenmütze und schoss sofort.

Ein Schrei und ein davonwirbelndes Gewehr bewiesen, dass ich wieder getroffen hatte. Das half, und es war eine Weile Ruhe. Rollender Schutt und klickernde Steine verrieten mir, dass wieder jemand von oben unterwegs war.

Angespannt lauerte ich, doch als ich mich etwas aufrichtete, um bessere Übersicht zu bekommen, da hatten sie mich doch entdeckt. Eine MPi-Garbe prasselte so dicht über meinen Kopf an den Felsen, dass ich es nur meinem sagenhaften Glück oder Gottes Hand zu verdanken hatte, nicht getroffen worden zu sein.

Sobald ich mich nun bewegte oder einen Schuss abgab, prasselte die MPi über mir los, und jedes Mal wurde ich flach wie eine Flunder. Wenn ich nur nicht die blöde Leuchtspurmunitie genommen hätte. Mit jedem Schuss verriet ich meinen Standort, und das gegnerische Feuer wurde immer stärker, weil sich immer mehr Leute auf mich konzentrierten. Warum schossen denn meine Kameraden nicht?

Hätten sie auch geschossen, hätte ich es leichter gehabt, denn weil sie es nur mit einem Gegner zu tun hatten, wurden die Partisanen mutiger. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie sich herangepirscht und mich erledigt haben würden.

Irgendwie musste ich mich verändern, sonst hatten sie mich gleich. Vorsichtig schob ich mich in meiner Felsenzwinge zurück und drehte mich mit angespannter Aufmerksamkeit um. Es konnte doch sein, dass mich der mit der MPi beobachtete.

Mein „Rückzug“ gelang unbemerkt, und kaum hatte ich mich gedreht, sah ich auf der anderen Seite vorsichtig über meine Deckung. Eines hatte sich geändert: Ich überblickte nicht mehr den Eingang, sondern den Ausgang des Talkessels!

In gut 200 Metern sah, ich eine kleine Holzbrücke über einen breiten Graben. Es war ein tief eingeschnittener Gebirgsbach, der in einem Bogen dorthin führte, wo die vielen Pferde weideten. Links von der Brücke waren unter Bäumen undeutlich einige Gebäude zu erkennen. War es etwa der Partisanenstützpunkt?

Auf einmal war das laute Dröhnen trommelnder Hufe zu hören. Es schwoll an und wurde plötzlich von lautem Geschrei und wahnsinnigem Geschieß überhört. Wie eine Windsbraut kam rumänische Kavallerie angefeuert, aber trotz des tollen Geknalles sah ich keinen Reiter aus dem Sattel fallen.

Kaum waren die etwa 50 Mann über die Brücke gerast, flog diese in die Luft. Es wirbelten Bretter und Balken herum, ohne dass den Rumänen etwas passiert wäre.

Auf einmal erneutes Gedröhne, diesmal noch lauter als vorhin. Das waren schwere Motoren! Ob die Russen jetzt mit Panzern kamen? Darin gute Nacht, Marie, dann waren wir nämlich endgültig erledigt! Plötzlich sah ich wieder Russen huschen und schoss sofort hinterher. Sie zogen sich zurück und rannten auf das oder die Gebäude zu.

Wiederum rasendes Geknatter, das von den Felswänden widerhallte: Was da kam, waren keine russischen Panzer, sondern Zugmaschinen der schweren Flak. Unsere Rettung!

Auf jedem Führerhaus war ein MG mit Zweibein montiert und auf jeder Ladefläche ein sMG ¹³⁾. Das waren sechs MG, die entweder auf den Zugmaschinen standen oder hinter und nebenherliefen. Auch sie schossen auf alles, was da herumhuschte.

Weil ich auch in den Felsen steckte, musste ich ganz schön vorsichtig sein, damit mir nicht ein Übereifriger eine Kugel verpasste. Wir schlossen uns wenig später unseren Rettern dankbar an. Unsere guten Pferde und die Wagen mit Gepäck und Verpflegung mussten leider stehen bleiben. Es war zwar schade darum, aber zum Umladen war keine Zeit. Zu neuem Gepäck konnte man kommen, zu einem neuen Leben jedoch nicht. Deshalb also nichts wie weg, bevor feindliche Panzer kamen.

Die gesprengte Brücke bereitete uns keine Schwierigkeiten. Die Zugmaschinen als Halbkettenfahrzeuge schafften den Übergang spielend, und hinter dem Bach ging es dann langsam in Serpentina in den Bergwald hoch.

Irgendwann war ich des Laufens müde, und weil noch einmal Rumänen mit einigen leeren Handpferden kamen, schnappte ich eines, sass auf und ritt mit den Rumänen weiter. Ich war nämlich der Ansicht, dass der Schotterweg irgendwann zu einem Dorf führe, und dort wollte ich dann absitzen und auf meine Kameraden warten.

Natürlich ritten wir schneller als die Zugmaschinen fuhren und so waren sie bald außer Sicht. Nach einer guten Stunde verließen die Rumänen jedoch den Weg und bogen nach links in den Wald ab. Mit vorgehaltenen Gewehren zwangen sie mich zum Absitzen und dann waren sie weg.

Da stand ich nun ganz allein auf dem Weg im Bergwald, mitten im Partisanengebiet. Meine Hoffnung war, dass ja bald die Zugmaschinen kommen müssten. Nach langer Wartezeit hörte ich endlich Motorengeräusche, doch das waren Automotoren.

Und da kamen sie auch schon um die Kurve unter mir. Ich stellte mich an den Wegesrand und winkte, aber da hielt keiner an. Da, im letzten Wagen, das war doch der Xaver, einer unserer neuen Köche? Der winkte heftig, als er mich erkannte.

¹³⁾ schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuss weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000-2000m

In einem verzweifelten Spurt holte ich das Auto ein und hangelte mich an der hinteren Bordwand hoch. Das war geschafft. Aber der Xaver war der blau? Klar, und wie!

Da sah ich auch schon die Ursache: Die einzige Fracht des Wagens bestand aus einem riesigen Weinfass mit mehreren hundert Litern Inhalt! Der Xaver sass bislang allein hinten drin und hatte sich fleißig aus dem Rotweinfass bedient.

Weil ich großen Durst hatte, becherte ich mit und hoffte vom Xaver Auskünfte über seinen Weg, den unserer Abteilung oder der Zugmaschinen zu erhalten. Nichts war's, er konnte mir überhaupt keine Auskunft geben.

Man soll ja nicht undankbar sein, aber hatten die nichts Wichtigeres zu transportieren?

Konnten sie nicht stattdessen einzelne Landser auflesen und sie mitnehmen?

Spätabends kamen wir auf einer Passhöhe aus dem Wald heraus und weit unter uns musste irgendwo in der Finsternis das Schwarze Meer sein. In der Deckung der letzten Bäume machte die Kolonne zum Schlafen halt.

Nach einer unruhigen Nacht schlenderte ich am nächsten Morgen sehr zeitig herum, um mich ein bisschen umzusehen. Etwas überrascht entdeckte ich zwei Sturmgeschütze, die schon am Abend hier gestanden sein mussten, um die Abfahrt hinunter zur unteren Küstenstraße zu sichern.

Als ich näher trat, rief mich ihr Posten auch schon an. Neugierig ging ich hin, und das war für mich ein Glücksfall. Was ich Glücksfall nenne, war die Tatsache, dass mich die Panzerleute fragten, ob ich nicht als Begleitmann mit ihnen fahren wolle? Was für eine Frage! Hinter denen wäre ich sogar hergelaufen, wenn sie es verlangt hätten!

Tief unter uns am Meer war ein kleiner Ort, und dort hatten die Sturmgeschütze ihren Tross für Sprit, Munition und Verpflegung.

Schnell waren wir unten und dann wurden die Sturmgeschütze erst einmal aufgetankt und dazu noch je 100 Liter in Kanistern als Reserve zugeladen. Munition brauchten sie scheinbar nicht und deshalb ging es gleich zur Feldküche.

Um 8 Uhr waren wir marschbereit. Das Kommando hatte der Wachtmeister der Sturmgeschütze, obwohl höherrangigere Leute in der Kolonne mitfuhren. Das zweite Sturmgeschütz wurde von einem Unteroffizier geführt. Als sollte es so sein, kam kurz vor der Abfahrt noch eine 2-cm Flak auf Selbstfahrlafette aus dem Bergwald zu uns herunter.

Nun fuhren wir los. Voraus das Geschütz des Wachtmeisters mit mir als zusätzlichem Beobachter, in der Mitte die Flak und am Ende das zweite Sturmgeschütz. Dazwischen verteilt unser Tross und alle fremden Fahrzeuge, auch bespannte.

Ich freute mich schon über die schöne Fahrt auf der unteren Küstenstraße, weil ich dort fast alle Kurorte kannte, doch der Wachtmeister sagte, wir müssten wieder ins Gebirge hoch, weil er Informationen habe, die besagten, dass durchgestoßene russische Panzer schon einige Orte an der Küstenstraße besetzt und damit natürlich die ganze untere Strecke gesperrt hätten. Die zwei Sturmgeschütze könnten sich notfalls schon allein durchschlagen, es ging aber um die ganze Kolonne. Da oben hätten wir vielleicht noch die Möglichkeit, uns alle nach Sewastopol durchzumogeln.

Er vertraute unserem Glück und darauf, dass die Partisanen, unseren doch recht schlagkräftigen Verband nicht angreifen würden. Wir dürften uns nur nicht aus den hohen Felswänden heraus überraschen lassen. Handgranaten oder

Molotow-Cocktails ¹⁴⁾ könnten uns dann schweren Kummer bereiten. Dies rechtzeitig zu erkennen und zu verhindern sei am vorderen Geschütz meine Aufgabe. Deshalb hätten sie mich ja mitgenommen. Wenngleich auch die übrige Besatzung, außer dem Fahrer, ebenfalls die Wege und alle Berghänge vor und über uns absuchte.

Wo ich eine günstige Stelle für einen Hinterhalt vermutete oder etwas zu sehen glaubte, schickte ich einige Schüsse hin. Der Funker, der auch das MG bediente, konnte sich an meiner Leuchtspur orientieren und jagte des Öfteren einen langen Feuerstoß hinterher.

Es passierte ein paarmal, dass ich auf Felsvorsprüngen oder in Spalten Russen sah, und jedes Mal konnten wir sie mit unseren Schüssen vertreiben.

Nach einer guten Stunde waren wir wieder im Gebirge. Oben zogen wir erst einmal im Wald unter, um in Fliegerdeckung unseren Weitermarsch zu besprechen.

Nach dem rettenden Sewastopol wollten wir alle, doch wer sich den Sturmgeschützen anschließen wollte, musste sich bedingungslos ihren Anordnungen fügen.

Die Flak unterstellte sich sofort, denn von uns konnte sie Sprit bekommen, und sie war andererseits eine willkommene Verstärkung unserer Feuerkraft.

Anders war es mit den Versprengten, die mit uns fahren wollten. Für die Motorisierten galt: Sprit nur für die Gefechtsfahrzeuge und den Gefechtstross, denn ohne beide kam niemand von uns nach Sewastopol. Wer keinen Sprit mehr hatte, musste sein Fahrzeug stehen lassen und zu irgendwem umsteigen.

Für die Bespannten galt: Wenn sie mit unserem Tempo nicht mehr mitkamen, konnten sie eine eigene, langsamere Kolonne bilden oder sie mussten ihre Pferde und Wagen stehen lassen und ebenfalls umsteigen!

Führer des Ganzen blieb nach wie vor der Wachtmeister der Sturmgeschütze. Bei etwaiger Feindberührung gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder rechtzeitig in Deckung gehen und abwarten oder sich verkrümmeln oder mit allen Fahrzeugen angreifen und nach Sewastopol durchbrechen. Auch die Gewehrschützen sollten feuern, so gut sie konnten. Verwundete und auch Tote waren unter allen Umständen mitzunehmen, es sollte auf keinen Fall jemand liegen bleiben.

Einige Fuhrwerke blieben zurück, die Pferde wurden freigelassen und die Männer stiegen auf Lastautos um. Von zwei Pkw wurde der Sprit abgefüllt, weil sie als unnütze Spritverbraucher ebenfalls zurückbleiben mussten. Sie wurden angezündet und mit Höchstgeschwindigkeit brausten wir dann davon.

Bei der Einfahrt in ein namenloses Dorf erhielten wir Gewehrfeuer aus dem Haus neben einer Baumsperre. Während unser Sturmgeschütz die Sperre aus dem Weg schob, jagte die Flak einen Feuerstoß in das Haus. Das Dutzend davonhastender Partisanen fiel in unserem MG und Gewehrfeuer. Danach konnten wir ohne jede weitere Störung nach Sewastopol weiterfahren.

Am Nachmittag waren wir schon im Festungsbereich und ich kam nun zum dritten Mal nach Baidary. Nach links oder Westen zogen sich die kahlen, windgepeitschten Sapun-Höhen hin. Von Befestigungsanlagen war zwar nichts zu sehen, dafür steckten aber noch die zahllosen Rohre im Boden, von denen man uns 1942 gesagt hatte, dass es eingebaute Flammenwerfer der Russen seien.

¹⁴⁾ bereits im Spanischen Bürgerkrieg (1936-39) eingesetzte, sehr einfach herzustellende und zu handhabende, mit brennbarer Flüssigkeit gefüllte „Flaschengranate“

Wir bogen nach links in einen Seitenweg ab, denn geradeaus führte die Straße aus dem Festungsbereich hinaus nach Simferopol und zu den Russen. Am späten Nachmittag entdeckte ich in einem Kaff ein Hinweisschild meiner Abteilung. Nun musste ich entscheiden, ob ich zu unserer Abteilung und meiner Batterie zurückging, oder bei den Sturmgeschützen blieb.

Der führende Wachtmeister hätte mich gerne behalten, denn er hatte mich als guten und schnellen Schützen gesehen. Nun ja, beim Anblick unseres taktischen Zeichens überwog doch das Zusammengehörigkeitsgefühl zu meiner Batterie und so stieg ich ab. Einige gute Wünsche hin und her, dann rasselte das Stahlungetüm seiner Kolonne nach, und ich stand allein bei den drei Häusern.

Erneutes Kettenrasseln schreckte mich auf und ich sah aus der Richtung, aus der wir gekommen waren, eine Riesenstaubwolke schnell näher kommen. Vorsichtshalber huschte ich von der Straße über die Böschung hinunter zu einem Weinberg, der sich weit nach unten in ein Tal erstreckte, wo er an einem Hohlweg endete.

Aus eben diesem Hohlweg kam nun eine ganze Menge deutscher Soldaten, die etwas zu mir heraufriefen und wie wild winkten. Der Motorenlärm war aber schon so laut geworden, dass ich nichts anderes mehr hören konnte. Weil ich eine russische Panzerkolonne zu hören glaubte, nahm ich an, dass mich die Männer warnen wollten.

Kurz entschlossen hetzte ich in großen Sprüngen los, zu ihnen hinunter. An irgendwen musste ich mich ja irgendwann anschließen, denn alleine ging man unter, das war eine alte Landserweisheit.

Weil die da unten weiterriefen und winkten, nahm ich an, dass die Russen jetzt oben an der Kreuzung oder gar schon hinter mir her seien. Deshalb hastete ich in Zickzacksprüngen die letzten paar hundert Meter des Weinberges in die Deckung des Hohlweges hinunter und warf mich dort atemlos an die hohe Böschung.

Da kamen, die anderen aber auch schon angerannt, unter ihnen Leute von unserer Batterie. Verwunderlich war nur, dass sie alle so aufgeregte und fast noch atemloser waren als ich.

„Mensch!“ sagten sie nur und staunten mich an. Sie taten alle so, als wäre ich gerade vom Himmel gefallen.

Als ich ihnen das sagte und sie fragte, was sie denn nur hätten, da meinte einer, vielleicht käme ich tatsächlich vom Himmel, oder die Hölle wollte mich noch nicht haben. Jetzt wurde es mir aber zu dumm und nun wollte ich von ihnen genau wissen, was sie hätten und was los sei.

Wortlos zerrten sie mich die Böschung hoch und zeigten mir den Weinberg, über den ich eben rund 1000 Meter gerannt war. Nun wurde ich aber auch blass. Neben dem Hohlweg waren die sattem bekannten weißen und rotweißen Bänder gespannt, die besagten, dass das Gelände dahinter vermint sei. Es war sogar ein Warnschild angebracht: Achtung, Minen! Droben an der Straße, die einmal die Feindseite werden sollte, allerdings nicht. Das war ja ein Riesenjammer!

Doch wie war es denn nun wirklich? Waren hier tatsächlich Minen verlegt? Wenn ja, warum war dann keine hochgegangen? Waren sie am Ende noch von 1941/42 und unwirksam geworden? Das wäre dann aber zum ersten Mal so gewesen.

Nach dem ersten Schrecken freute ich mich riesig, dass mir nichts passiert und ich wieder bei meinen alten Kameraden war. Sie brachten mich dann zu unserer Unterkunft.

Sie waren schon am Vormittag angekommen. Nur auf anderen Schleichwegen und auch ohne Fahrzeuge. Die hatten sie, nachdem sie im Festungsgebiet waren, in eine Schlucht sausen lassen, denn ohne Benzin läuft der beste Motor nicht mehr.

Ja, nun waren wir fast wieder vollzählig. Unsere Verluste waren bedeutend geringer als im Oktober 1943 bei Melitopol. Verwundete hatten wir gar keine, im Gegensatz zu damals. Es fehlten nur die paar Kanoniere vom Panzerüberfall am zweiten Rückzugstag in der Kolchose bei Hirschdorf.

Alle vier Batterien unserer Abteilung waren nun zwar in Sewastopol, aber alle ohne Geschütze. Ob man unsere Batterien auflöste und alle Mann der Infanterie als Gewehrschützen zuteilte? Das war nämlich das Naheliegendste. Doch bevor es soweit kam, war „unser Hannes“ wieder da. Man hatte ihn eine Woche vor dem Rückzug von Kertsch dort weggeholt zur Unterstützung des Artillerie-Kommandeurs von, Sewastopol.

Während seiner Tätigkeit in Sewastopol hatte er doch einigen Überblick bekommen und auch die für uns rettende Idee, und das war eine unglaubliche Sache:

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft machten wir uns mit einer großen bespannten Kolonne auf nach Balaklaw, der großen Festung an der Südküste Sewastopols. Das noch größere Riesenfort „Maxim Gorki“ 2, das auch hier unten war, hatte allerdings keine Bewaffnung mehr. Sein Pendant „Maxim Gorki“ 1 hatten unsere 213er im Juni 1942 unter schwersten Verlusten erstürmt: Nur lag es genau entgegengesetzt, nämlich im Norden Sewastopols.

An jenem Abend also fuhren wir mit vier schweren Geschützprotzen und einer verstärkten Munitionskolonnen nach Balaklaw. Unser Chef leitete den Einsatz. Wir fuhren an den schwach besetzten Infanteriestellungen vorbei, bekamen die Tageslosung gesagt und ließen in der beginnenden Nacht auch noch die arg dünnen deutschen Sicherungen hinter uns. Die rieten uns dringend umzukehren, weil wir mit der ganzen Kolonne bereits weit im Niemandsland seien.

Wir Artilleristen fuhren also aus dem jetzigen Festungsbereich heraus nach Balaklaw, denn das mächtige und wichtige Fort stand mit seinen Geschützen unbeschädigt und völlig intakt im Niemandsland, ebenso wie die Stadt und der gleichnamige Hafen. Auch hier war nichts gesprengt oder sonst wie zerstört:

Von den hoch gelegenen Festungswällen konnte man nach rechts zum Hafen und zur Stadt hinübersehen. Nach vorn und links ging der Blick in tiefe Schluchten, in deren schützenden Nebeln sich wahrscheinlich schon, die ersten russischen Spähtrupps vorsichtig heranarbeiteten.

Unterdessen begannen unsere Kanoniere und Munifahrer das Unglaubliche. 1942 waren die Geschütze hier zerstört worden, und deshalb hatte man später irgendwann einmal französische Beutegeschütze hierher gebracht. Sie hatten das Kaliber 15,5 cm und waren also für uns ganz ungewohnte schwere Brocken.

Diese Geschütze standen jetzt, 1944, immer noch feuerbereit, aber ohne Bedienungen, in ihren Bettungen und wurden von unseren Kanonieren auf die Rampe geschoben, aufgeprotzt und zurückgefahren. Wenig später waren die Fahrer mit den neuen Geschützen verschwunden. Andere Leute stiegen in, die Kasematten hinunter und bedienten die Munitionsaufzüge. Wir brauchten doch auch die Granaten und Kartuschen.

Die Munikolonnen musste etliche Male fahren, bis wir kurz vor dem Morgengrauen alles heraufgeholt, verladen und abtransportiert hatten. Es klingt unglaublich, aber es ist die Wahrheit: Die Aufzüge funktionierten, das Licht brannte, gute Geschütze waren da und Munition in Massen, jedoch keine Leute! Das 1942 im Handstreich genommene Fort konnte doch nicht vergessen worden sein? Oder war es Absicht, dass es nicht zerstört wurde und für die Russen stehen bleiben sollte?

Als es hieß, Rückzug nach Sewastopol, hatten wir vor Kertsch unzählige Überlegungen darüber angestellt, wie weit und wie gut wohl die Verteidigungsanlagen von Sewastopol wieder instand gesetzt sein würden. Wenn

nur die Hälfte von damals jetzt wieder in Ordnung war, und wenn es nur die Feldbefestigungen wären, dann würden die Russen ein wahres Wunder erleben.

Mehr als 250 Kilometer weit hatten sie uns von Kertsch bis hierher gejagt und zwischendurch mit Partisanen aufzuhalten versucht. Wir hatten uns durchgemogelt und durchgeschlagen in der Hoffnung, im einigermaßen wieder hergerichteten Festungsgebäude in Sicherheit zu sein und ausruhen zu können. Sollte sich unser Abtransport nach Rumänien verzögern, dann wollten wir den Russen schon zeigen, wozu wir immer noch fähig, waren. Diese schienen das zu wissen und handelten dementsprechend.

Feldmarschall von Manstein, damals noch Generaloberst, stürmte im Herbst 1941 mit drei Divisionen den Krimeingang bei Perekop. Das Haupthindernis, der Tatarengaben zwischen Perekop und Armjansk, wurde überwunden.

Jetzt, 1944, jagte der sowjetische Generaloberst Tolbuchin zwei ganze Armeen gegen die drei deutschen Divisionen, die dort verteidigten. Die waren aber schwer angeschlagen und hatten sich nur mit Mühe von Melitopol auf die Krim retten können. Als Unterstützung hatten sie rumänische Kavallerie. Also Pferde gegen überschwere russische Panzer!

In 48 Stunden waren die verfallenen Stellungen bei Perekop und am Siwasch vom übermächtigen Feind zerhämmt, und der Wettlauf der deutsch-rumänischen Verbände mit den feindlichen Panzern begann. Wer von ihnen würde wohl eher in Simferopol und Sewastopol sein? Die Überlebenden der 50., 111. und 336. ID werden diese Höllentage wohl nie vergessen können.

Und auch wie schafften es, nach Sewastopol zu kommen, wenn auch auf verschiedene Art und auf verschiedenen Wegen. Doch hier war alles eine einzige Enttäuschung. Der kilometertiefe äußere Verteidigungsring von 1942 war weder instand gesetzt noch besetzt, sondern noch mehr verfallen. Und an den riesigen Festungswerken im Norden war auch nichts gemacht worden.

Als wir von Balaklawas zurückkamen, wurden unsere Geschütze in eine schon vorbereitete Feuerstellung gebracht, und es wurde sofort mit dem Einschießen begonnen.

Unsere ersten Verwundeten kamen gleich ins Lazarett, das Riesenfort „Maxim Gorki“ 2 untergebracht war. „Maxim Gorki“ 1 und 2 waren 1942 mit je zwei 30,5-cm-Schiffsgeschützen bestückt. Selbstverständlich auch noch mit vielen Geschützen mittleren und leichten Kalibers sowie mit Flak. Schließlich hatte jedes der drei Stockwerke des tief in den Fels gebauten Forts mehr als 1000 Mann Besatzung.

Was hätte uns so ein Festungswunderwerk jetzt alles nützen können. Bis weit ins Vorgelände oder richtiger ins Hinterland, konnten diese Riesengeschütze schießen.

Für uns blieb das aber nur noch ein Wunschtraum.

Weil wir für die ganze Abteilung statt 18 Geschütze nur unsere Vier zur Verfügung hatten, wurden pro Geschütz zwei Bedienungen eingeteilt, die sich täglich abwechselten. Und weil wir immer noch genug Leute hatten, bauten so genannte Schanzkommandos laufend neue Ausweich-Feuerstellungen. Ausgesuchte Soldaten bildeten infanteristische Sicherungstrupps, um die Schanzen zu schützen.

Das war nötig, weil vorne zu wenige Leute waren und die Front keine durchgehende Linie darstellte, sondern nur stützpunktartig und recht lückenhaft besetzt werden konnte.

So war es möglich, dass immer wieder russische Stoßtrupps in unserem Hinterland auftauchten und alles niedermachten, was sie antrafen. Deshalb musste selbst beim Schanzen ständig die Umgebung beobachtet werden, und das war meine Aufgabe. Arbeiten brauchte ich nicht, es genügte, dass ich einfach nur dabei war.

In rund drei Tagen war so eine Feuerstellung fertig, und dann wurde gleich die Nächste angefangen. Weil die Unseren Tag und Nacht fast nur Sperrfeuer schossen oder russische Bereitstellungen zerschlugen, wurde ihre Feuerstellung immer ziemlich bald erkannt. Wenn dann die russische Artillerie sich langsam heranzutasten begann, wurde es Zeit zum Stellungswechsel.

Bis sich die Russen richtig eingeschossen hatten, waren Kanoniere und Geschütze schon in der neuen Feuerstellung. Auf diese Weise wurden größere Verluste vermieden, denn ganz ohne ging es auch bei uns nicht ab.

Unsere Infanterie würde beängstigend schnell weniger. Sie lag ja völlig ungeschützt im felsigen Gelände, wo sie sich nicht eingraben konnte. Glücklicherweise waren jene, die sich in einem verfallenen Grabenstück oder alten Erdbunker von 1942 niederlassen konnten. So hatten sie wenigstens für kurze Zeit ein bisschen Deckung, denn nach wenigen Tagen ging es schon wieder um 100 Meter oder mehr zurück.

Die Wege zu unseren Feuerstellungen wurden auch immer gefährlicher, denn die massierte russische Artillerie belegte unseren Abschnitt ständig mit Feuer. Zwar meist ungezielt, aber wir hatten trotzdem Verluste.

Unsere Unterkunft war im Weinkeller eines Hügels, und von diesem aus konnten wir eine Feuerstellung unserer schweren Flak einsehen. Die schoss ebenfalls Tag und Nacht. Meistens auf Panzer, gegen die unsere Batterie nichts ausrichten konnte.

Innerhalb einer Woche verlor die Flak-Batterie aber Geschütz um Geschütz, denn die russischen Panzer schossen und trafen natürlich auch. Schließlich verging die letzte Kanone in einem verheerenden Tieffliegerangriff.

Neben der Artillerie beherrschten vor allem die russischen Flieger das Geschehen. Sie kamen unermüdlich und in Massen. Doch auch unsere Focke-Wulf- und Messerschmitt-Jäger hielten kräftig dagegen. Wenn sie auch nur wenige waren, so zeigten sie sich doch als wahre Meisterpiloten und holten ohne Eigenverluste täglich mehr als zehn Russen vom Himmel. Meistens waren es Schlachtflugzeuge, also I12.

Es waren wirklich oft atemberaubende Luftkämpfe und gut zu verfolgen, weil sie zumeist in geringer Höhe ausgetragen wurden.

Als wir wieder einmal schanzten, sahen wir gleich 5112 wie Steine vom Himmel fallen. Keine brannte wie sonst üblich, es sprang niemand mit dem Fallschirm ab.

Plötzlich sahen wir etwas Seltsames: Ganz hoch, noch über dem Meer, war ein winziges Pünktchen, das schnell sank und schon bald über uns sein würde. Es war ein Flieger am Fallschirm.

Deutlich war erkennbar, wie er mit den Beinen strampelte, und noch deutlicher sahen wir, dass er brannte. Die Fliegerkombination an seinem Rücken qualmte.

Schnell sank der Fallschirm tiefer und trieb immer mehr auf uns zu. Der Qualm wurde immer stärker, und aus dem anfänglichen Winseln wurden irrsinnige Schreie. Es war schrecklich anzuhören. Der Wind fachte die glimmende Kombination immer mehr an, sodass wir ab und zu kleine Flämmchen zu sehen glaubten.

Gerne hätten wir geholfen, wussten aber nicht, wie. Der da oben zappelte am Fallschirm und strampelte mit den Beinen, bis wir begriffen, dass er über uns hinweg die russischen Linien zu erreichen trachtete.

Und das gelang ihm auch.

An der Steilküste begann derweil ein grausiges Geschehen: Die Pferde wurden alle erschossen. Unsere und auch die Rumänischen.

Das war eine der größten Sauereien, die wir damals erleben mussten. Die Russen waren doch vollmotorisiert, brauchten also keine Pferde, und wenn doch, dann hätten sie auf der übrigen Krim mehr als genug erbeutet.

Man getraute sich gar nicht über den Küstenrand ins Wasser zu schauen. Die aufgeblähten Pferdekadaver schwammen und schaukelten in der leichten Dünung, dass man glauben konnte, dort unten und auch weiter draußen seien große Herden von Seetieren. Es müssen Tausende gewesen sein.

Jeden Abend diskutierten wir in unserem Keller unsere Lage und die der ganzen 17. Armee. Die von uns noch besetzte Krim sollte eine Art Flankenbedrohung für die schon bis Rumänien vorgeprellten Russen sein? Da war schon die verwunderte Frage erlaubt: Wie denn, von wem denn und mit was denn?

Was sich im April 1944 nach Sewastopol gerettet hatte, das waren doch keine deutschen und rumänischen Divisionen mehr, sondern nur ihre kümmerlichen Reste.

Außerdem besetzten wir nicht mehr die ganze Krim, sondern nur noch Sewastopol und von dem auch nur einen Bruchteil, vor allem aber nicht das Festungsgebiet.

Den Zustand der deutschen Stellungen beschreibt man am besten, wenn man sagt, es waren keine da. Sollten die schwachen Einheiten da oben bei einem Ausbruch die 500 Panzer Tolbuchins vielleicht mit Steinen bewerfen? Oder sollte vielleicht die rumänische Kavallerie Attacke gegen sie reiten? Es gab schließlich keine Pak mehr.

Das Wissen, das wir hier auf der Krim eingeschlossen und den Russen hoffnungslos auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert waren, sowie die vage Hoffnung, dennoch mehr oder weniger heil oder wenigstens lebend aus dem Schlamassel herauszukommen, schuf in uns eine ganz, eigenartige Stimmung.

In der Feuerstellung, beim Stellungsbau oder auf dem Weg dorthin und zurück, waren wir hellwach. Da registrierten Ohren und Augen jedes Geräusch und jede Bewegung im Gelände. Bei Bomben und Granaten hörten wir „Alten“ schon am Ton, ob sie bei uns oder weiter: weg einschlagen würden. Manchmal brach aber auch ein gewisser Trotz durch, und man ging gar nicht mehr in Deckung.

Unser Chef ritt zwar noch, täglich aus, aber nicht mehr mit mir, sondern mit einem anderen Pferdehalter und vor allem nicht zum Vergnügen. Mich wollte er lieber bei der Batterie haben, damit dort nichts passieren sollte. Scheinbar glaubte er auch das Gerede, dass man mit mir sicherer sei.

Er suchte unermüdlich nach brauchbaren Geschützen für uns, suchte und besuchte Truppenstäbe und Munitionslager. Alles nur, damit seine Batterie noch kampfstärker würde und dadurch vielleicht doch bis zu einem möglichen Abtransport durchhalten könne. Durch einen Artillerietreffer wurden er und sein Pferdehalter dann schwer verwundet, die beiden Pferde waren tot.

Wir erhielten die schlimme Nachricht, als wir gerade vom Schanzen zurückkamen. Die gute Nachricht war, dass die beiden Verwundeten noch am selben Tag mit schweren Kopfverletzungen nach Rumänien ausgeflogen wurden.

Weil in jenen Tagen jeder den Untergang vor Augen hatte, wurden die ersten Auflösungserscheinungen auch bei der kämpfenden Truppe sichtbar.

Ein junger Funker unserer Stabsbatterie bekam plötzlich Gelbsucht und Malaria. Weil dies so offensichtlich war, erhielt er ohne große Untersuchung seinen Lazarettchein und wurde zur großen Sammelstelle bei „Maxim Gorki“ 2 gebracht.

Dort lagen die Verwundeten und Kranken schon zu Hunderten im Freien und dieser Junge nun natürlich auch. Weil es 30 Grad und mehr hatte und alle in der prallen Sonne lagen, gingen Sanitäter herum, brachten Trinkwasser und wischten den armen Teufeln, die auf ihren Abtransport warteten, ab und zu den Schweiß ab.

So machte es ein mitleidiger Sani auch bei dem jungen Funker, doch er wischte auch „Malaria“ und „Gelbsucht“ mit weg. Des Rätsels Lösung: Der Junge hatte seine

Atebrin-Tabletten, die wir alle vorbeugend gegen Malaria einnahmen, zerdrückt und in Wasser aufgelöst. Mit der gelben Brühe bestrich er dann Hände, Arme, Gesicht und Oberkörper, und schon war die schönste „Gelbsucht“ fertig.

Der Sani holte selbstverständlich einen Arzt, der machte Meldung, und der Junge kam vors Kriegsgericht. Schon allein der Name konnte einem Angst machen, denn jeder wusste doch, welche gnadenlosen Urteile dort gesprochen wurden.

Im Kloster Georgijewsk, irgendwo hinter uns an der Küste gelegen, war die Verhandlung. Wegen „Feigheit vor dem Feind, versuchter Fahnenflucht und Zersetzung der Wehrkraft“ wurde der junge Funker zum Tode durch Erschießen verurteilt. Nach Lage der Dinge konnte es gar kein anderes Urteil geben.

Verwunderlich war nur, dass der Verurteilte weiterhin bei seinen Kameraden der Stabsbatterie leben durfte und dort auch blieb.

Am 7. oder 8. Mai um 17 Uhr kam ein Wachtmeister zu uns und suchte Freiwillige. Wir wussten jedoch schon, dass es das Erschießungskommando sein sollte und ließen ihn abblitzen. Etwas später musste aber unsere Batterie neun Mann als sogenanntes Ehrengelicht abstellen, und da war ich leider auch dabei.

Gegen 19 Uhr wurden wir mit einem Lastauto zur Steilküste gefahren. Außer uns war noch eine gleich starke Gruppe von einer anderen Batterie mit auf dem Auto: An Ort und Stelle abgestiegen sah ich, dass es der Pferde-Erschießungsplatz war, und als ich mich umdrehte und den niedrigen weißen Pfahl sah, begriff ich, dass hier zugleich auch die Richtstätte des Kriegsgerichts war.

Im Licht der untergehenden Sonne nahmen wir einige Schritte beiderseits des Pfahles in Linie Aufstellung. Dann kam ein kleiner Pkw und dahinter noch ein Lkw angefahren. Dem Pkw entstiegen der Kriegsgerichtsrat, ein Priester und ein Arzt. Vom Lastwagen stiegen der Verurteilte, sein Batteriechef und noch neun Mann von der Stabsbatterie.

Das war ein Novum: Der eigene Batteriechef und die eigenen Kameraden bildeten das Erschießungskommando!

Erst als er an den Pfahl gebunden wurde, merkte der Junge anscheinend, was ihn erwartete. Zehn Schritte vor ihm nahm dann das Erschießungspeloton, seine ehemaligen Kameraden, Aufstellung. Der Kriegsgerichtsrat trat herzu und verlas noch einmal das Todesurteil und dessen Begründung.

Nach der Urteilsverlesung ging er zum Delinquenten und riss ihm den Hoheitsadler und seinen Oberfunker-Stern von der Feldbluse. Damit sollte seine „Wehrunwürdigkeit“ zum Ausdruck gebracht werden.

Anschließend betete der Priester mit dem Jungen noch ein Vaterunser und fragte ihn hinterher nach seinem letzten Wunsch. Ja, er hatte einen: Weil sein Vater und der einzige Bruder in diesem Krieg schon gefallen waren, wollte er nicht auch noch sterben und hätte deshalb die Dummheit mit der vorgetäuschten Krankheit begangen, was er sehr bereue: Sein letzter Wunsch wäre, seiner Mutter nicht mitzuteilen, dass er schimpflich erschossen worden, sondern auch gefallen sei. Anschließend wurden ihm die Augen verbunden.

Wir alle hatten Tränen des Mitleids und der ohnmächtigen Wut in den Augen. Kam denn niemand, der diesem traurigen Schauspiel Einhalt gebot? Wo blieben denn die russische Artillerie und vor allem die Flieger, denen doch sonst nicht die kleinste Menschenansammlung entging? Hauten sie nicht mit Granaten und Bomben dazwischen und stampften den verfluchten Gerichtsherrn und seine Helfer in den Boden? Nein, ausnahmsweise hier und jetzt blieb es ruhig!

Wir mussten wieder stillstehen und, dann trat Oberleutnant Lilje, der Batteriechef des Delinquenten, vor die Front und gab das Kommando: „Legt an, Feuer!“ Im Knattern der Schüsse ging dann das Leben des Jungen zu Ende.

Nachdem man uns hatte wegtreten lassen, fuhren die Herren schnell mit dem Pkw davon, und ich ging mit den Kameraden zur Steilküste und zeigte ihnen, was ich vor einigen Tagen durch Zufall entdeckt hatte.

Genauso entsetzt wie vorher ich schauten sie hinunter auf die unendlich vielen toten Pferdeleiber, die da unten und weit draußen im Meer trieben. Das Herz tat einem weh, wenn man das sah.

Nachdem die Russen schon so nahe gekommen waren, dass sie die einzige Start- und Landebahn des letzten Feldflugplatzes mit Artillerie beschießen konnten, wurden die paar übrig gebliebenen deutschen Jagdflugzeuge nach Rumänien abgezogen. Und nun „war Polen offen“, wie man bei uns sagte, jetzt ging es schnell dem Ende zu.

Unsere Ju 52 ¹⁵⁾ flogen zwar noch, brachten Verstärkung und holten Verwundete, hatten aber, auch unheimlich hohe Verluste dabei. Mit Flak und Artillerie wurden sie von den Russen in der Luft und am Boden in Brand geschossen.

Viele der ahnungslosen Ankömmlinge stürzten mit den brennenden Maschinen ab und starben, ohne auch nur einen einzigen Russen gesehen zu haben. Und viele Verwundete, die sich glücklich schätzten, noch eine Maschine erwischt zu haben, verbrannten schon beim Start, wenn sich das Flugzeug nach einem Volltreffer in einen rollenden Feuerball verwandelte.

Drei Tage lang wurden wir in der letzten Ausweichstellung so von Granaten eingedeckt, dass von uns Schanzern eigentlich gar keiner mehr leben dürfte. Doch auch hier geschah ein kleines Wunder und hielt Gott die Hand über uns. Überhaupt Gott? Er wird deutscherseits wohl nie so oft angerufen worden sein als wie in jenen Tagen der Todesnot, falls die Landser in ihrer Bedrängnis noch dazu kamen.

Unsere Ausweichstellung war scheinbar von Fliegern oder gar schön von Artilleriebeobachtern erkannt worden, außerdem stand ja als deutliche Erkennungshilfe ein massiver hoher Wasserturm (für Sewastopols Trinkwasserversorgung) unmittelbar daneben. Der Turm verriet uns und gab uns Deckung zugleich.

Aus Erfahrung bauten wir immer zuerst Deckungslöcher und Splittergräben, bevor wir die Geschützbettungen aushoben. Wir machten gerade eine Pause, als plötzlich die Welt unterzugehen schien. Wie der Blitz waren wir in den Löchern verschwunden.

Als „alte Hasen“ waren wir ja an Beschießungen gewöhnt und hörten schon am Ton der niedergehenden Granaten, ob sie bei uns einschlugen oder weiter weg. Diesmal schlugen sie zwar alle in unserer halbfertigen Stellung ein, aber trotzdem war da ein kleiner, jedoch lebensrettender Unterschied zum sonstigen Beschuss.

Neben den schmetternden Einschlägen, die in und neben die einzelnen Geschützstände hinliefen, war weit häufiger ein anderes, mir unbekanntes Geräusch zu hören. Das brüllte und kreischte nicht, wie die übrigen Treffer sondern das rauschte und schnarchte so seltsam. Die Einschläge wummerten zwar auch, dass die Erde bebte, aber das war dann alles. An jenem Tag hörten wir allerdings hinterher ein seltsames Zischen wie aus Pressluftflaschen.

Während einer Feuerpause sahen wir schnell einmal rundum. Auf den Erdwällen und auch in den Geschützbettungen waren zwar viele respektable, noch rauchende

¹⁵⁾ legendäres Transportflugzeug der Firma Junkers, 3-motorig, 1 x 13-mm-MG im offenen Drehstand auf dem Rumpfrücken, 2 x 7,9-mm-MG in den Rumpffestern, Höchstgeschwindigkeit 275 km/h, Flugstrecke 1300 km; ihrer Zuverlässigkeit wegen „Tante Ju“ genannt

Granattrichter, aber das Sensationelle war, dass in der gesamten Feuerstellung mehr als 30 Granaten lagen, die nicht explodiert waren, sondern brannten oder nur noch rauchten. Wir staunten, denn so etwas hatten wir noch nicht gesehen.

Ein alter Kanonier rief dann erleichtert: Das sind ja nur Ausbläser! Er erklärte uns, dass da mit den Zündern oder der Sprengladung etwas nicht funktionierte und sich deshalb die Wucht der Sprengladung nicht in einer Explosion, sondern nach hinten aus dem Granatboden hinaus, in einer großen Stichflamme entlud oder aber sie brannten langsam ab, wie die meisten hier. Der nächste Feuerüberfall war wieder gewaltig, und wieder waren so viele Ausbläser dabei.

Als wir ein andermal aus Sicherheitsgründen einen anderen Weg zu unserer Stellung nahmen, hatten wir ein sehr bedrückendes Erlebnis. Wir kamen an riesigen Wassertanks vorbei, vor denen Infanteristen ihre toten Kameraden abgelegt hatten. In langen Reihen und vierfach hintereinander lagen sie da, und wahrscheinlich sollten sie dort begraben werden. Es war eine Galerie des Grauens.

Trotzdem gingen die braven Infanteristen in ihre Stellungen zurück, die keine mehr waren, weil sie keinerlei Schutz boten, und auch wir vollendeten unsere Feuerstellung, damit wenigstens, unsere Kanoniere ein bisschen Schutz finden sollten.

Kaum waren wir dort angekommen, ging es schon wieder los. Ein toller Feuerzauber prasselte auf uns nieder. Auf Zuruf von mir flitzten wir alle zum Wasserturm, denn der lag für uns näher als die meisten Deckungslöcher. Die Stahltür war ja unversperrt, weil wir dort immer unser Trinkwasser holten. Mit einem unguten Gefühl erwarteten wir das Ende der urgewaltigen Beschießung.

Diesmal hörten wir keine Ausbläser und sahen später mit Schrecken, dass unsere halbfertige Stellung total umgepflügt und eingeebnet war. Wäre uns nicht die rettende Idee gekommen, hierher zu flüchten, so hätte man uns wahrscheinlich nicht zu begraben brauchen und vielleicht auch gar nicht mehr gefunden.

Schon in der vergangenen Nacht hatte unsere Batterie schmerzliche Verluste erlitten. Ab Mittag meldete sich die B-Stelle nicht mehr. Die Feuerstellung, etwas weiter zurückgelegen, meldete sich noch.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurden die Essenträger mit einem kleinen Spähtrupp losgeschickt. Sie sollten das warme Essen in die Feuerstellung bringen, erkunden, was mit der B-Stelle los sei und sie dann ebenfalls versorgen.

Der Trupp kam, gut hin und fand die Leute von der B-Stelle unverseht in einem alten russischen Erdbunker von 1942 vor. Die Freude, wieder Verbindung mit der Batterie zu haben, war groß und verständlich, und das mitgebrachte warme Essen tat ein übriges. Die Erklärung für die unterbrochene Verbindung war kurz und völlig normal: Durch russisches Artilleriefeuer war die Fernsprechleitung zerschossen worden und auch das Funkgerät ausgefallen. Ein Ersatzgerät hatten sie nicht.

Die Freude über die gelungene Aktion dauerte jedoch nicht lange. Entweder benahm sich der Essenträger- und Suchtrupp zu laut und zu auffällig, oder die B-Stelle war erkannt worden und wurde beobachtet oder es war Zufall. Jedenfalls war plötzlich einer der gefürchteten russischen Stoßtrupps da, die alles niedermachten, was ihnen begegnete, und warf Handgranaten in den Bunker.

Russische Bunker hatten aber keinen Treppeneingang wie unsere, sondern eine schiefe Rampe, auf der man im Ernstfall blitzschnell hinunterrutschen konnte. In scharfem Winkel zum Eingang befand sich dann der Wohnbereich. Der Unterstand

war zufällig recht geräumig, sodass sich niemand in der Nähe des Einganges aufhalten musste, und das war das Glück unserer Kameraden.

Unten am Ende der Rutsche standen mehrere Körbe mit Treibladung für unsere französischen Geschütze. Das Zeug sah aus wie Rohr- oder Bandnudeln in Unterarm- bis Armlänge und war in verschiedenen Farben gehalten. Dadurch war erkennbar, welches Material für welche Entfernung zu verwenden war.

Durch die Handgranatenexplosion entzündeten sich die Treibladungen, doch die riesige Stichflamme entwich zum Glück gefahrlos über die Rutsche ins Freie. Als die Russen das sahen, hielten sie die Bunkerbesatzung vermutlich für erledigt und zogen weiter. Außer versengten Augenbrauen und Haaren sowie angesengten Uniformen und leichten Splitterverletzungen war aber unseren Kameraden zum Glück weiter nichts passiert.

Nach Überwindung des Schreckens und einer gewissen Sicherheitswartezeit stiegen alle aus dem Unterstand heraus und wollten zu uns zurückgehen. Als sie aber, immer noch hustend und würgend, halbblind und halbtäub von der Stichflamme und der Explosion aus dem Eingang taumelten, wurden sie von einem zweiten russischen Trupp überrascht und gnadenlos zusammengeschossen. Die meisten blieben tot liegen, und nur wenige konnten sich zu uns zurückmogeln, denn nachts waren die Russen ja auch in unserem Hinterland allgegenwärtig.

Der Bergmann Kare (Karl), ein Wachtmeister von der B-Stelle, erzählte uns nach seiner Rückkehr in unsere Unterkunft die ganze Begebenheit und schloss mit der düsteren Voraussage: Der Russe bringt uns alle um! In gewissem Sinne behielt er ja recht, aber noch war es nicht soweit.

Da saßen wir nun in der trügerischen Sicherheit des Wasserturmes und diskutierten das betrübliche Ereignis der vergangenen Nacht. Unsere toten Kameraden mussten ja auch erst noch geborgen werden, wenn das möglich sein sollte.

Plötzlich kamen aus unserem Hinterland einige deutsche Lastautos angefahren. Verzweifelt winkten wir, sie möchten anhalten und umkehren, doch als sie unsere Gruppe sahen, fuhren sie noch schneller herbei.

Sie wendeten und stoppten, und dann kam auch schon der Ruf: „Los, hopp, hopp, aufsteigen und schnell weg. Die Russen sind durchgebrochen, unsere Geschütze sind beim Teufel, und wenn wir hier nicht abhauen, werden wir schon jetzt kassiert!“ Das war deutlich genug. Also hinauf und weg, bevor uns die russische Artillerie noch, einmal, so beschoss oder die „Schlächter“ unsere Autos entdeckten.

Nach einer schnellen, aber kurzen Fahrt wurden wir auf einem felsigen Bergweg doch von einigen russischen Schlachtfliegern entdeckt und sofort mit Bordwaffen angegriffen. Die Autos anhalten und in Deckung der Felsen springen, war eins.

Ich stand im hintersten Fahrzeug am Führerhaus und wollte nach den Kameraden als Letzter springen. Im selben Moment sah ich aber schon das Bordwaffenfeuer des ersten Russen auf die Deckung der anderen zuzüngeln und sprang nicht.

Statt dessen hängte ich mich an die hintere Bordwand, zog die Beine an und wähnte mich nun einigermaßen sicher. Da feuerte auch schon der nächste „Schlächter“, und der hielt direkt in unsere Autokolonne.

Das ohrenbetäubende Knallen der Bordkanonen und die schmetternden Einschläge waren eins. Ein furchtbarer Schlag am rechten Bein und ein wahnsinniger Schmerz ließen mich laut aufschreien. Mein erster Gedanke war: Jetzt ist das Bein am Knie ab! Kaum war die Kanonengarbe vorbei, ließ ich schnell los und hüpfte auf dem gesunden linken Bein ebenfalls hinter einen Felsen.

In der Staub- und Rauchwolke währten mich meine Kameraden noch am Auto und riefen: „Christian, spring doch spring!“ Doch ich machte mich hinter dem Felsen klein und sah zu, wie die anderen II 2 unsere Autos beharkten und dann abflogen.

Große Könner waren die Piloten zu unserem Glück offenbar nicht, wenn sie in früheren östlichen Verlautbarungen auch so hoch gelobt werden. Das sahen wir auch hier, denn unsere Lastwagen waren noch fahrtüchtig.

Bevor wir weiterfuhren, mussten mir meine Kameraden aufs Auto helfen. Mein Bein war bewegungsunfähig, und ich hatte das Gefühl, als würden Ströme von Blut in meinen Stiefel fließen. Zum Glück war ich das einzige Opfer.

Als wir im Talgrund wieder an den Wassertanks vorbeifuhren, waren inzwischen die Leichenreihen noch größer geworden. Die Tanks auf den Stahlgittermasten waren haushoch und dienten ebenfalls zur Wasserversorgung der Stadt. Nahe dieser Stelle, am ungünstigsten Platz in der Talmulde, war nun unsere neue und allerletzte Feuerstellung, aber ohne Geschützbettungen.

Nach der Ankunft dort untersuchten wir mein Bein und stellten dabei fest, dass ich mir keinen Splitter eingefangen hatte, sondern nur eine ungefährliche, aber äußerst schmerzhaft Prellung.

Am Ende des Stiefelschaftes, gleich unter dem Knie, war ein talergroßes halbrundes Stück Leder herausgestanzt. Dort muss mich ein Stein oder etwas ähnliches mit großer Wucht getroffen haben.

Es war aber nur eine äußerliche Untersuchung, denn mein Bein war schon so unförmig angeschwollen, dass wir den Stiefel gar nicht ausziehen konnten, und so wurde das Bein ja eigentlich gar nicht untersucht.

Weil ich nicht laufen konnte, wurde ich in einen leeren Unterstand gelegt und blieb dort drei Tage lang alleine drin. Das ganze Bein war bis zur Hüfte herauf taub, und doch war es nicht gefühllos, denn ich hatte ja so wahnsinnige Schmerzen im Knochen, dass ich immerzu hätte schreien mögen.

Am ersten Tag wurden mir Essen und Trinken und sogar ein Eimer Wasser gebracht. Danach war aber Schluss, weil sogar unsere Köche mit an die Geschütze mussten. Mit dem Wasser kühlte ich das dicke Knie, konnte nach zwei Tagen sogar den Stiefel ausziehen und mein schwarz verfärbtes Bein massieren.

Auf Rufweite entfernt war unsere Feuerstellung. Für unsere gesprengten französischen Geschütze hatten wir als Ersatz von den Rumänen eine russische „Ratschbumm“-Batterie übernommen.

Vier solcher russischen Kanonen hatten wir nun, und zu ihrer Bedienung wurde die ganze Abteilung eingesetzt, einschließlich der Offiziere. Die Munition wurde zum Teil mit einem Omnibus herangeschafft, dessen Fahrer unser Sepp aus Nürnberg war.

Das ging einige Tage gut, aber am Abend des 10. Mai erhielt der vollbeladene Bus einen Artillerieschlag, und Bus samt Fahrer verschwanden in einer riesigen Explosionswolke. Von unserem guten Sepp fanden sie nicht einmal mehr einen Hosenkнопf, sodass Überlegungen laut wurden, ob er denn überhaupt im Bus gesessen wäre. Muss er aber doch wohl, denn von alleine fuhr der Bus ja nicht. Unser Sepp aber war von da an für alle Zeiten verschwunden. Nur der Riesenkrater an der Unglücksstelle erinnerte uns noch an seinen Tod.

Das war doch immer unsere geheime Angst beim Munifahren: Mit den vollbeladenen Fahrzeugen von einem Bomben oder Granatschlag erwischt zu werden! Obwohl fast immer dabei, ist mir und uns dennoch nie etwas passiert. Das war 1942 in Sewastopol und beim Kaukasusvormarsch ab Rostow so, auch 1943 im Kubanbrückenkopf bei Noworossisk, in der Nogaischen Steppe bei Melitopol und im Brückenkopf Nikopol und im Frühjahr 1944 vor Kertsch ebenfalls. Von daher kam ja auch das Blabla, dass jeder, der mit mir unterwegs sei, wieder gut zurückkomme.

Unsere Feuerstellung stand mit dem Rücken zum Meer, und es hieß, dass nach der Anhöhe hinter uns schon die Küste sei. Also höchstens ein halbstündiger Marsch zu den rettenden Schiffen, und im Notfall konnten wir in 10 Minuten hinrennen.

Rechts von uns, an den Wassertanks vorbei, die uns das nötige Trinkwasser und Wasser zum Kühlen der heiß geschossenen Geschützrohre lieferten, ging es zur Infanterie. Dort hausten die letzten Männer in unserem alten Weinkeller, in den Unterständen der Flak und den Hausruinen des Abteilungsstabes. Beim ersten geballten Stoß der Russen würden sie überrannt werden und dann waren die Feinde bei uns und damit am Meer. Wir würden dann wohl nicht mehr wegkommen.

Die größere, direkte Gefahr drohte uns jedoch von anderer Seite. Über die Anhöhe vor uns zog sich deutsche und rumänische Infanterie zurück und grub sich im toten Winkel etwas unterhalb des Hügelkammes erneut ein. Wie durch Zauberei, von einem Augenblick zum anderen, standen plötzlich russische Panzer, Pak und auch Flak da oben und waren scheinbar genauso überrascht wie wir.

Kaum war unsere Feuerstellung erkannt, ging auch schon ein Granathagel auf sie nieder. Es waren drei entsetzliche Tage und Nächte; ja, auch Nächte! Denn die Russen stellten auf der Höhe Scheinwerfer auf, und so wurde unsere Batterie auch in den Nächten angestrahlt und der übrige Talgrund ausgeleuchtet.

Keine Bewegung entging den russischen Beobachtern. Mein letzter Besucher, der sich einmal nach mir umschaute und mir dabei einen Überblick über unsere beschissene Lage gab, erhielt solchen Zunder, dass er schleunigst wieder verschwand.

Von da an erhielt ich weder Besuch noch etwas zu essen oder zu trinken. Es war aber auch mein Unterstand erkannt worden, und sobald ich einmal hinauswollte, jagten mir die Russen ein paar Dinger so vor den Eingang, dass ich schnell wieder zurückkroch, denn ich konnte ja immer noch nicht richtig laufen.

Der Unterstand hatte irgendwann irgendwem Schutz geboten gegen Beschuss vom Meer her, hatte also logischerweise den Eingang auf, der anderen Seite, und so konnten die Russen auf der Höhe direkt in meine Höhle gucken.

Solch einen heftigen und lang andauernden Beschuss und Schusswechsel hatte noch niemand von uns erlebt. Zwar brannte oben auf der Höhe bald der erste russische Panzer und wirbelte ab und zu eine Pak oder Flak samt Bedienung durch die Luft - wir hatten halt auch gute Kanoniere - aber auch in unserer Feuerstellung gingen Granaten in rauen Mengen nieder und verursachten schwere Verluste.

Wer am Geschütz ausfiel, wurde auf die Seite gezerrt oder getragen und in einem stillen Winkel abgelegt. Mancher kroch mit letzter Kraft selber noch hin, um dort auszubluten und zu sterben. Es konnte niemandem geholfen werden.

Es war mir ein Rätsel, wo die viele Munition herkam, die von uns verpulvert wurde. Tausende Granaten verschossen unsere vier Geschütze, denn sie feuerten doch immerzu rund um die Uhr zum Schutz der wenigen Infanteristen vor uns, zu unserem eigenen und vor allem zur Sicherung der angeblichen oder tatsächlichen Anlegestellen und Verladeplätzen hinter uns. So, wie es aussah, waren wir übrigens die einzige deutsche Batterie, die jetzt noch schoss.

Kurz nachdem das Unglück mit dem Sepp passiert war, kam einer von uns in meinen Unterstand gehuscht, und ich erhielt endlich die ersten Informationen. Mir standen die Haare zu Berge, als ich hörte, wer von uns verwundet oder schon gefallen war. Es war ein recht betrübliches Bild, das mir da von unserer Lage gezeichnet wurde.

Auf meine besorgte Frage, ob wir denn auch genug Munition hätten, wenn keine mehr gebracht werde, lachte mein Kamerad und sagte, Munition sei in rauen Mengen da, wir würden wahrscheinlich gar nicht alle verschießen können.

Hier gebe es, nämlich mehr als ein Dutzend solcher Unterstände wie meinen, und alle seien bis obenhin mit 7,62-cm-Granaten für die „Ratschbumm“ vollgestopft. Mein Unterstand sei als der entlegenste allerdings schon vor Bezug der Feuerstellung geleert worden.

In die anderen Unterstände, soweit sie schon leer seien, würden die Verwundeten und Toten gebracht. Das alles hatte unser Chef noch vor seiner Verwundung organisiert. Meiner Ansicht nach muss das ein ehemaliges russisches Munitionslager gewesen sein, denn es waren nur 7,62-cm-Granaten drin, und ein solches Kaliber gab es bei der Wehrmacht nicht. Außerdem würde das auch die verkehrte Lage der Unterstände erklären.

Endlich kam auch die schon lange erwartete und kaum noch erhoffte Nachricht, die mir wichtiger war als alles andere: Heute Nacht um Mitternacht hauen wir ab und werden doch noch verladen und abtransportiert! Um Platz zu sparen, dürfte keinerlei Gepäck mitgenommen werden, nicht einmal eine Decke oder Zeltbahn. Es ginge nach Konstanza in Rumänien, und man solle sich warm anziehen.

Weil es die letzte derartige Aktion wäre, sei die gesamte deutsch-rumänische Flotte ausgelaufen und liege bereits in Wartestellung draußen auf dem Meer. Das hieße, die Schiffe seien noch vor Mitternacht hier am Strand.

Und nun noch der genaue Rückzugsplan: Von 21 bis 24 Uhr bleiben nur noch drei Mann an jedem Geschütz und schießen Trommelfeuer. Die Übrigen (darunter auch ich) marschieren schon vorher zur befohlenen Anlegestelle. Während des Trommelfeuers geht auch die Infanterie zurück und wird verladen. Ab 24 Uhr schießen dann die fest eingebauten und elektrisch gezündeten Do-Werfer ¹⁶⁾ und halten die Russen nieder. In dieser Zeit würden dann die 12 Kanoniere unserer Abteilung als allerletzte Soldaten der Krim-Armee an Bord genommen, dann legten die Schiffe zur Rückfahrt ab. Damit wäre das Kapitel Krim endgültig erledigt ...

Das war offenbar keine Lügenparole wie sonst, sondern wirklich der authentische letzte Rückzugsbefehl. Würde es wie vorgesehen klappen, dann hätten wir wieder einmal unseren Kopf aus der schon verdammt engen Schlinge herausgezogen.

Während einer Feuerpause schlich sich mein Kamerad wieder davon, und ich begann meine Klamotten zu richten, soweit es etwas zu richten gab. Aus dem Wäschebeutel nahm ich eine saubere Garnitur Unterwäsche sowie neue Socken und zog mich um.

Aufgeregt ging ich im Unterstand umher und wollte packen, obwohl ich doch gar nichts zu packen hatte. Unter einem Regal fand ich einen blauen Schlosserkittel und zog ihn unter die Feldbluse an, weil ich ja keinen Pullover hatte.

Eine Infanterietuchhose, die dabei lag, zog ich über meine Reithose und hoffte, nun für die kalten Nächte auf See warm genug angezogen zu sein. Wenn ich nur nicht solchen Hunger und Durst gehabt hätte, aber mein Brotbeutel und die Feldflasche waren ja leer.

Unter dem Regal, wo ich Hose und Jacke gefunden hatte, lag im Eck auch eine große Büchse weiße Bohnen. Die schnitt ich mit dem Hirschfänger auf und hoffte, dass sie essbar seien. Meist waren sie ja vorgekocht und brauchten nur aufgewärmt zu werden. Die hier waren aber noch roh, doch ich zerkaute sie trotzdem, würgte sie hinunter und löschte mit dem Bohnenwasser meinen brennenden Durst.

¹⁶⁾ deutsche Raketenwerfer der Dornier-Werke

Missmutig zog ich die einzige Munitionskiste zum Eingang, um sitzend meine Umgebung zu beobachten. Als ich die Kiste hochkant stellte, ging der Verschluss auf, und ich stieß einen Freudenschrei aus. Irgendeiner hatte sich da in der Kiste eine Notverpflegung zusammengestellt und dann alles stehen lassen.

Brot, Butter, Wurst und Schinken hätten für mindestens 10 Mann zu einer kräftigen Brotzeit gereicht: Das Blöde war nur, dass ich im Augenblick nichts essen konnte, weil mir die Bohnen wie Blei im Magen lagen.

Deshalb suchte ich mir genüsslich ein Sortiment zusammen und verstaute es in meinem Brotbeutel. Das wollte ich mir auf See nach meiner Rettung von der Krim als Festessen zu Gemüte führen. Während ich jetzt ungeduldig auf die Nacht wartete, rekapitulierte ich noch einmal unsere Lage.

Sie war, gelinde ausgedrückt, ziemlich beschissen, und alles hing an dem berühmten seidenen Faden. Würden denn auch die drei Kanoniere pro Geschütz ein richtiges Trommelfeuer zuwege bringen, oder waren sie doch zu wenige?

Und mit den Do-Werfern hatte es am Kuban ja auch geklappt. Warum also sollte es dann ausgerechnet hier und jetzt, nicht gehen? Wenn uns unser sprichwörtliches Soldatenglück nicht verließ, müssten wir schon nach Rumänien hinüberkommen.

Was aber, wenn die Russen etwa spitzkriegten und mit ihren Panzern einfach, den langen Hang herunterfahren? Sie mussten es doch merken, wenn die Infanterie unterhalb von ihnen ihre Löcher verließ und zurückging.

Es war einfach scheußlich, wenn man so wie ich ganz allein war. Kaum hatte ich mir eine Frage beantwortet, tauchten neue Zweifel auf und machten neue Sorgen, die ich wiederum mit niemand bereden konnte.

Inzwischen war es finster geworden. Ab und zu huschten immer wieder einmal einzelne Rumänen vorbei, aber sonst rührte sich nichts. Nur unsere Batterie schoss und schoss und schoss. Wie auf dem Übungsplatz, nur dass, es dort keine Verwundeten und Toten gab. Um 21 Uhr steigerte sich das Schießen tatsächlich zum Trommelfeuer, und so hatte alles seine Richtigkeit, nur - von unseren Kanonieren ging keiner zurück, die blieben alle auf ihren Posten an den Geschützen.

Dafür kam die Infanterie. Zuerst und in wilder Jagd kleine Rumänen-Trupps. Aber sie waren, ganz leise, ebenso wie die Deutschen, die hinter ihnen in loser Ordnung zurückgingen. Es waren jedoch nicht unsere 213er, die hier vom Hügel vor uns herunterkamen, sondern fremde Gebirgsjäger. Die Reste von unserer Division, wenn es noch welche gab, hatten wahrscheinlich einen anderen Weg.

Nach unendlich langer Zeit angespannten Wartens war es doch Mitternacht geworden, und die Russen hatten sich immer noch nicht gerührt. Unsere Sorgen, dass sie das Abrücken unserer Infanterie bemerken, sofort mit starken Kräften nachstoßen würden und uns in arge Bedrängnis brächten, waren also unbegründet gewesen. Sie stießen nicht nach und ersparten sich und vor allem uns unnötige Blutopfer.

Um Mitternacht kam jemand, der uns zu der für uns bestimmten Anlegestelle führen, sollte. Wie schon gesagt, 10 Minuten Laufschrift oder ein halbstündiger Marsch, und dann sollten wir bei den Schiffen sein. Wir aber marschierten ziemlich schnell hinter dem letzten Hügel eine Stunde lang von einer Mulde in die andere, zogen eine weitere Stunde durch die endlosen Gassen eines riesigen Autofriedhofes, und dann hieß es plötzlich, unser Führer habe die Orientierung verloren.

Nein, nein, nicht der in Berlin, sondern nur der, der uns zu den Schiffen bringen sollte! Als man nachfragen wollte, wieso er sich verlaufen habe, war der Kerl verschwunden.

Nach einer dritten Marschstunde kamen wir aus einer flachen Mulde heraus an den Meeresstrand. Alles war bretteben, weit und breit kein Schiff oder Boot und außer uns auch keine Landser zu sehen. Nichts, nur Dunst und Nebel. Wir hatten uns total verlaufen. Das Meer hatten wir erreicht, das sah jeder, doch wo waren denn die Verladestellen? Aus keiner Richtung war ein Schuss oder sonstiges Geräusch zu hören. Es war, als hielte die Natur den Atem an. Selbst das Meer war ruhig und sein Ufer wirkte wie das eines großen Teiches.

Ob wir bei unserem Herumirren hinter die russischen Stellungen geraten waren? Wohl kaum, denn das hätten die Russen sicher bemerkt und uns dann Zunder gegeben. Gab es diese Möglichkeit überhaupt, konnten wir hinter den Russen sein? Ich glaube, wir hatten uns gar nicht verlaufen, sondern waren schon gleich am Anfang absichtlich in die Irre geführt worden. Weshalb war sonst der Kerl verschwunden?

Ringsum äußerte man die verschiedensten Vermutungen, und auch der Abteilungskommandeur beriet sich mit seinen Herren. Aber nicht lange, denn inzwischen war es 4 oder 5 Uhr früh geworden.

Da, auf der Höhe hinter uns, die vom Strand aus kilometerlang sanft anstieg, waren plötzlich zahlreiche dunkle Punkte zusehen, große Käfer, die ganz schnell bedrohlich näher kamen: Panzer!

Man hatte uns also doch nicht übersehen oder vergessen. Kaum hatten sie unsere Ansammlung bemerkt, als sie auch schon hielten, schossen und die Panzergranaten verheult genau zwischen uns einschlugen. Wie viele wir da noch waren, ob 80, 150, 200 oder noch mehr, kann ich nicht sagen. Von allen Abteilungsangehörigen, die es überlebten, wusste es hinterher keiner.

Immerhin waren es die Reste von vier Batterien, samt Stabspersonal und Trossangehörigen. Wer und wie viele in der Feuerstellung liegen geblieben waren, wusste ebenfalls keiner. Also weg hier, bevor uns die Panzer zu Mus verarbeiteten! Deshalb rief Hauptmann Kühn laut: „Ganze Abteilung mir nach, wer fällt, der fällt!“

Die Panzer fuhren und schossen natürlich hinter uns her, als wir da in wilder Flucht davonestoben. Das hatte mit Feigheit gar nichts zu tun, sondern war reiner Selbsterhaltungstrieb. Was konnten wir denn mit Pistolen und Gewehren in völlig deckungslosem Gelände gegen zwei Dutzend russische Panzer ausrichten? Doch gar nichts und deshalb rannten wir zurück in die kleinen engen Schluchten, aus denen wir gekommen waren und in die uns die Panzer nicht folgen, konnten.

Irgendwann waren wir aus diesen Mulden herausgekommen und in stark verdrahtetes Gelände in der Nähe des Flugplatzes geraten, und hier erlebten wir einfach die Hölle. Panzer, Pak, Flak und vor allem die Artillerie der Russen deckten uns so ein, dass man die einzelnen Einschläge gar nicht mehr hörte.

Wir rannten und sprangen verzweifelt über die Drahtverhaue hinweg. Immer mehr blieben liegen, und immer weniger rannten weiter, und keiner wusste mehr, wohin. Hinwerfen und Deckung nehmen; war in diesem Inferno sinnlos. Da gab es nur eines: Auf und durch! Irgendwo musste man doch vor diesem Beschuss sicher sein.

Auf dem Flugplatz lagen haufenweise brennende und zerschossene deutsche Transportmaschinen. In diesem Inferno versuchten immer noch einzelne Flugzeuge zu landen. Auch wenn sie sahen, dass unten am Boden alles unterging, sie konnten gar nicht anders, sie mussten herunter, weil ihnen der Sprit für den Rückflug nach Rumänien wahrscheinlich nicht mehr ausreichte.

Was da gemacht wurde, war heller Wahnsinn, denn die 100 Mann, die vielleicht noch lebend, aus den Maschinen herauskamen, konnten uns auch nicht mehr retten, zumal sie und auch wir keinerlei schwere Waffen mehr hatten.

Ein besonders schwerer oder ganz naher Einschlag hob mich hoch und schmetterte mich, mitten in ein Drahthindernis, sodass ich dort regelrecht festgespießt war. Das Artilleriefeuer tobte weiter, und so nahm auch meine Todesangst nicht ab. Es ist halt doch ein Unterschied, ob man sich in die trügerische Sicherheit einer, wenn oft auch nur kleinen Erdmulde schmiegen kann, oder ob man, hilflos wie ein Käfer auf dem Rücken liegend, in einem Drahtverhau hängt und auf den nächsten Einschlag oder tödlichen Splitter wartet.

Ob es nur Minuten waren oder eine Viertelstunde, weiß ich nicht, für mich waren es jedenfalls Ewigkeiten. Alles Zerren half nichts, ich hing einfach fest!

Nach verzweifelter Bemühungen hatte ich meine Beine endlich soweit losgemacht, dass ich ab und zu versuchen konnte, mich nach vorne zu werfen und dadurch vielleicht doch einmal auf die Füße zu kommen.

Es war alles umsonst, denn jedes Mal, wenn ich glaubte, ich hätte es geschafft, wurde ich von dem federnden Draht mit unwiderstehlicher Kraft wieder zurückgezogen und hing von neuem fest. Dass ich dabei verteufelt brennende Schmerzen am ganzen Rücken verspürte, machte die Sache noch unangenehmer. Ständig befürchtete ich, von einem der zahllosen Splitter, die um mich herum und unter mir in den Verhau klatschten, getroffen zu werden, dabei hatte ich schon einen im Rücken.

Als ich mich wieder einmal vorsichtig losgezupft hatte, merkte ich, wo ich noch festhing: Stacheldraht hatte sich unter meine Sturmriemen, unter mein Koppel und den Brotbeutel geschoben und hielt mich eisern fest!

Kurz entschlossen hakte ich mein Koppel mit dem Sturmriemen ab und kam frei, denn ich wollte leben, nur leben! So verzichtete ich auf die Esserei, ließ, was bisher undenkbar war, sogar mein Gewehr im Stich, das auch irgendwo in diesem Verhau festhing, und mit wirklich allerletzter Kraft habe ich dann doch noch das Sperrfeuer durchlaufen und kam zu einem Landesteg.

Meine Hände bluteten stark, meine ganze Rückseite war zerstoßen und aufgerissen von dem rostigen Stacheldraht, aber ich war an einem Landesteg und konnte auf Rettung hoffen. Was tat es, dass ich unheimliche Schmerzen hatte, mein bisschen Gepäck verloren war und ich keinen einzigen meiner Kameraden sah - ich lebte!

Von diesem Steg aus ging es nach rechts zur flachen Küste, von der wir vor einer guten Stunde weggerannt waren: Nach links ging es zur Steilküste, wo ich mir mehr Sicherheit erhoffte. Hier erst, während des Verschnaufens, kam mir zu Bewusstsein, was zwischen dem flachen Strand und der Steilküste geschehen war.

Wir hatten uns entweder verlaufen oder waren absichtlich in die Irre geführt worden, das war offensichtlich. Während unsere Offiziere noch über den weiteren Weg berieten, schlugen schon die ersten Panzergranaten zwischen uns ein. Starke Verluste waren die Folge. Weil wir keinerlei Deckung oder Abwehrwaffen hatten, blieb uns nur die Flucht in unwegsames Gelände übrig.

Jetzt konnte ich Niki, einen unserer Hiwis und Ex-Matrosen verstehen. Beim Rückzug von Melitopol hatte er uns geschildert, wie es ihm bei Feodosia, Kertsch, Sewastopol und Noworossisk, also überall da, wo wir die Russen so vernichtend schlugen, ergangen war. Und der uns damals verriet, dass er sich inbrünstig wünsche, uns Deutschen möge es wenigstens einmal auch so ergehen. Sein Wunsch ging hier furchtbar in Erfüllung, und immer noch war kein Ende abzusehen.

Unterwegs zum und am Flugplatz gerieten wir in verheerendes Sperrfeuer der Russen. Was wir ihnen 1942 von oberhalb der Sewernaja-Bucht hinterherschickten, das bekamen wir jetzt zehnfach zurück. Damals wie heute gab es keine Gnade.

Der Flugplatz und seine Umgebung waren ein einziges Chaos. Maschinen über Maschinen, zum Teil übereinanderliegend, gesprengt, zerschossen, ausgebrannt, abgestürzt und zerschmettert lagen unsere Jäger, Bomber, Aufklärer und vor allem unsere Transporter da. Ihre Besatzungen sind höchstwahrscheinlich alle vermisst, denn wenn sie wider Erwarten den Abschuss, Absturz oder die Notlandung überlebten und den Russen in die Hände fielen, gab es wohl, keine Chance mehr für sie.

Rund um den Flugplatz verstreut lagen herrenlose Waffen herum. Dazu Sanitäts-, Verpflegungs- und Munitionsfahrzeuge. Ebenso war ein großer Autofriedhof dort und massenhaft Leichen. Deutsche Leichen! Zerfetzt, zermalmt und verbrannt!

Wer kennt sie? Niemand! Sie sind eben auf der Krim vermisst. Wer damals, im April und Mai 1944 oder noch später, eine solche, Nachricht erhielt, dem könnte ich sagen, wie der Vermisste vielleicht um sein Leben kam.

Wer hatte denn bis zum 10./11. April bei Perekop und Kertsch die Front gehalten, solange es ging? Und wer hatte Sewastopol bis zum 11. Mai um Mitternacht verteidigt? Doch immer nur dieselben, und das waren wir, die erschöpften und übermüdeten Letzten unserer alten Divisionen, die schon bei Perekop und Kertsch und jetzt noch einmal in Sewastopol einen furchtbaren Blutzoll entrichteten. Jetzt aber wurden sie endgültig in den Boden gestampft.

Und wer waren diejenigen, die man bis dahin in Sicherheit gebracht hatte? Auch wieder dieselben. Nämlich die Salonsoldaten, Drückeberger und Truppenstäbe, die gar nicht wussten, warum sie existierten und wenn doch, dann taten sie nichts, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Mit Sicherheit aber waren vor allem jene dabei, die Schuld hatten, dass die Landungen von Perekop und Parpatsch nicht verteidigungsbereit waren, dass das so wichtige Simferopol offen war wie eine Touristenstadt und Sewastopol keine Festung mehr, sondern nur noch ein großer Selbstbedienungsladen für uniformierte Lebenskünstler war.

Die hätte man alle hier behalten und an den Fronten mit einsetzen sollen, selbst wenn es nur zum Stellungsbau gewesen wäre. Den jungen Funker und andere hatte man wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ erschießen lassen. Die Herren aber, die durch den Nichtausbau der alten Stellungen die Wehrkraft weit folgenschwerer sabotierten, saßen womöglich über die anderen zu Gericht.

Unten am Fuß der Steilküste herrschten Todesangst und totaler Wahnsinn. Von unserer Batterie oder Abteilung konnte ich niemand entdecken, so sehr ich auch umherguckte.

Am Anlegesteg zur flachen Küste hin lag ein gestrandeter und brennender kleiner Frachter. So klein er auch war, war er doch gerammelt voll mit Landsern, die damit wegfahren wollten. Es versuchten aber immer noch andere, ebenfalls auf das Schiffchen zu gelangen. Vom Steg aus warfen sie einander hinunter ins Wasser, nur um einen Schritt näher ans Schiff zu kommen.

Als zwei Unteroffiziere vom Schiff aus mit ihren MPi auf die Nachdrängenden schossen, drehte von denen einer durch und schoss mit seinem MG in den Menschenhaufen auf dem Dampfer, bis ihn ein Kolbenhieb betäubte.

Andere, die klüger waren, wollten sich von dem brennenden Schiff, das nie mehr auslaufen würde, Bretter und Bohlen abreißen, um damit aufs Meer

hinauszuschwimmen, doch auch das wurde mit Waffengewalt verhindert. Draußen auf dem Meer sollten doch unzählige Schiffe in Wartestellung liegen, man musste also nur irgendwie zu ihnen herauskommen.

Mit allen möglichen Schwimmhilfen wie Flößen, Fässern, Kisten, Kanistern, Autoreifen, Brettern und Balken versuchten, Schwimmer und Nichtschwimmer den Strand zu verlassen oder dem Inferno zu entkommen. Es waren ja viele dunkle Punkte am Horizont, aber ob das auch Schiffe waren und nicht etwa nur tote Pferde, die mit irgendeiner Strömung ins freie Meer hinaustrieben?

Am felsigen Strand hatte ich mir unterdessen einen ziemlich sicheren Unterschlupf geschaffen. Unter weit überhängenden Felsen der Steilküste hatte ich einige große Brocken aufeinander und aneinander getürmt, sodass ich mich wie in einem langen, überdeckten schmalen Gang bewegen konnte, der so hoch über dem Strand lag, dass er sogar trocken war.

Das Grauen und die Kopflosigkeit in meiner Umgebung sind nicht zu beschreiben. Man brauchte sich aber nur die Geschehnisse der vergangenen Nacht in Erinnerung zu rufen. Befehlsgemäß ging die Infanterie um 21 Uhr zu den Verladestellen zurück. Es waren aber keine Schiffe da, und es ging auch keine diesbezügliche Meldung an die Artillerie. Die schoss laut Auftrag bis 24 Uhr Trommelfeuer, machte dann die Geschütze unbrauchbar und ging ebenfalls zurück. In den behelfsmäßigen deutschen Stellungen war jetzt niemand mehr als die Schwerstverwundeten und Toten!

Von den schweren Raketenwerfern, die ab 24 Uhr drei Stunden lang schießen und die Russen am Nachrücken hindern sollten, war nichts zu hören. Entweder wurden sie nicht gezündet oder die elektrische Zündung versagte. Oder und das war am wahrscheinlichsten, es waren gar keine Raketenwerfer da.

Nun standen wir, die letzten Überlebenden der Krim-Armee, zu Tausenden an den leeren Anlegestellen der Küste. Es gab keine besetzten deutschen Stellungen mehr, und es wurde auch nirgends mehr gekämpft, aber immer noch gestorben wie bisher die ganze Zeit.

Bei den Landsern herrschte erst angespannte Erwartung, dann waren es Mut- und Hoffnungslosigkeit und Resignation. „Die haben uns verraten und verkauft und lassen uns verrecken!“ Wenn solche Rufe laut werden, ist die Panik nicht mehr weit. Und die kam recht schnell. Als unsere Geschütze nicht mehr schossen und es auch in den Infanterielöchern ruhig blieb, schickten die Russen sicher Spähtrupps los.

Die hatten schnell entdeckt, dass alle deutschen Stellungen geräumt waren und zogen gleich den richtigen Schluss daraus, nämlich: dass alle Deutschen am Strand bei den Schiffen seien! Leider waren aber keine Schiffe für uns da.

Schnell hatten die Russen den ganzen Küstenstreifen, vor allem die Steilküste, besetzt und konnten von da aus alles überblicken, kontrollieren und beschießen.

Es wurde ein furchtbares Gemetzel. Granatwerfer, MG und Scharfschützen gingen oben auf den Felsen in Stellung. Und unten am Strand standen dicht gedrängt die Deutschen in Erwartung der deutschrumänischen Flotte.

Weil keine Schiffe oder Boote kamen, paddelten dort fünf Mann auf einem Floss aufs Meer hinaus. Zwei Granatwerfereinschläge und das Floss war leer. Viele Schwimmer mit Kanistern oder Reifen wurden das Ziel von Scharfschützen und kippten tot ins Wasser. Andere versuchten, auf Balken reitend oder an Brettern hängend, das Sperrfeuer zu durchdringen und wurden mit MG-Feuer belegt.

Es war alles umsonst. Um durchzukommen, hätte man wie ein Delphin tauchen und schwimmen können müssen oder, wie wir vor einer Woche noch sangen, „ein Schwalbenkind“ sein müssen. Hoch und weit könnte man davonsegeln, denn jedes Ziel im Wasser wurde unter stärksten Beschuss genommen.

War es ein langsames, genügte ein Scharfschütze, wobei sie aber trotzdem gleich zu fünft draufschossen. War es ein schnelles, dann hielt ein MG drauf, und war es ein großes Ziel, dann veranstalteten die Russen mit Granatwerfern ein Wettschießen, und mit diesen Dingen waren sie ja wahre Virtuosen.

Niemand kam hinaus zu etwaigen Schiffen, und keiner kam zurück zum Strand. Sie versanken alle ohne Ausnahme im Schwarzen. Meer. Und niemand braucht zu glauben, dass ich mir das alles nur ausgedacht hätte, o nein, ich habe diese Schreckensbilder wirklich gesehen und werde, sie mein Leben lang nicht vergessen können.

Plötzlich waren in der Nähe des Anlegesteges, wo das Menschengewimmel am dichtesten war, ein ganz schwerer Einschlag und grässliche Schreie zu hören. Was das nur war, ich hatte doch gar keine Bombe oder Granate, gehört? War eine Pioniersprengladung hochgegangen oder etwa der kleine Frachter explodiert? Nein, der lag noch am Steg, und die Leute waren auch noch drauf. Aber was war es dann?

Als die Schreie verebbt waren und wieder etwas Ruhe war, hörte ich einen seltsamen Abschuss. Nicht dröhnend wie bei Geschützen und auch nicht schmetternd wie Flak-, Pak- oder Panzerkanonen. Nein, leiser war er, gleitender und sanfter oder eher wie schmatzend. Kurz vorher hatte ich einen jungen Gebirgsjägerleutnant in meine Deckung gewinkt, und mit dem rätselte ich nun, was das für ein Abschuss sei.

Gleich danach waren schon wieder der Einschlag und die Schreie zu hören. Der Einschlag klang so dumpf, als würde ein überdimensionaler Getreidesack niederfallen und zerplatzen. Wir gingen alle gängigen Geschütze, Haubitzen und Kanonen durch, bis uns einfiel, dass wir ja gar keine Granate heulen und pfeifen hörten. Da einigten wir uns auf einen Granatwerfer und hatten damit richtig geraten.

Alle fünf Minuten fiel ein Schuss, und nach jedem Einschlag hörten wir die entsetzlichen Schreie. Später huschte ein Flak-Unteroffizier zu uns herein und erzählte, dass fast über uns eine alte, festausbetonierte Flak-Stellung sei, natürlich ohne Geschütze und das dort die Russen einen überschweren Granatwerfer aufgebaut hätten. Der also klopfte wie ein Uhrwerk des Todes das Gebiet rechts von uns ab. Die Toten und Verwundeten lagen bereits zu Hunderten dort.

Das war ja auch kein Wunder, denn in der dichtgedrängten Menschenmasse hatte jeder Treffer und jeder Splitter vielfache Wirkung. Uns Dreien konnte in unserer Deckung zwar nichts passieren, doch hatten die Russen schon wieder eine andere, aber ebenso schreckliche Teufelei ausgeheckt, um die Unglücklichen am Strand umzubringen.

An der Steilküste ließen sie jetzt dicht vor uns Pioniersprengladungen und geballte Ladungen ¹⁷⁾ an langen Seilen herunter. Man kann sich leicht vorstellen, was noch übrig blieb, wenn über den Köpfen von hunderten Deutschen diese Sprengmittel explodierten, mit denen man normalerweise Betonbunker knackte. Das Zeug entwickelte doch eine ungeheure Sprengkraft, und wer da nicht von den Splittern zerfetzt wurde, dem zerriss der Luftdruck die Lungen.

Weil mein Gewehr weg war, hatte ich dafür zwei Pistolen aufgelesen. Eine 08 (das war die Armeepistole Kaliber 9 mm) und eine 7,65 mm (die trugen die Offiziere). Die Dinger lagen ja nur so herum.

Weil wir nicht länger mit ansehen konnten und wollten, wie die Russen unsere Leute umbrachten, machte der Leutnant einen Vorschlag. Er war zwar gefährlich,

¹⁷⁾ 5-7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne platziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer

hatte aber auch Erfolgsaussichten. Ich kniete mich, der Unteroffizier hockte auf einem Stein und der Leutnant als der Längste stellte sich. Nebeneinander hatten wir nämlich in dem engen Gang keinen Platz.

Als die nächste Ladung am Seil wieder sichtbar wurde und heruntergelassen werden sollte, schossen wir zu dritt mit unseren Pistolen darauf. Wir hatten Glück, trafen die Ladung und noch ganz oben explodierte sie. Die umherfliegenden Splitter werden zwar auch noch Verluste verursacht haben, aber sicher nicht so viele, als wenn die Ladung direkt zwischen unseren Kameraden explodiert wäre. Da blieben nämlich immer gleich bis zu 50 Mann liegen.

Das Abschießen der Sprengladungen glückte uns dreimal, und wir waren stolz darauf, doch leider konnten wir von den Russen, die das Zeug herunterließen, keinen erwischen. Danach wurden wir erst einmal abgelenkt. Laut betend und heulend, ein armlanges Kruzifix in den Händen, hüpfte auf einmal ein Rumäne (wir erkannten ihn an den braunen Hosen, die unter seinem langen weißen Hemd zu sehen waren) zwischen den vielen Toten herum, die wirklich haufenweise herumlagen. Wir sahen ihn als Verrückten an, und sollte er ein Priester im weißen Talar gewesen sein, war er trotzdem verrückt, denn so benahm man sich einfach nicht.

Grausig war es, in das Wasser vor uns zu schauen. Rotes Meer hätte es nun heißen müssen, nicht mehr Schwarzes Meer, denn das Wasser am Strand war weithin rot vom Blut der deutschen Soldaten und Pferde. Selbst die kleinen Wellen, die am Strand sanft verliefen, hatten rosige Schaumkronen.

Hier wurden die Reste unserer 17. Armee, die ja nicht mehr kämpften und kämpfen konnten, erbarmungslos abgeschlachtet, denn anders kann ich das sinnlose Morden nicht nennen. Allerdings ergeben hatten wir uns auch noch nicht, weil niemand die Initiative dazu ergreifen wollte, und so hatten die Russen eigentlich das ungeschriebene Recht, uns weiterhin zu bepflanzen, und das taten sie. Auch immer noch mit dem überschweren Granatwerfer, wie man hören konnte.

Auf einmal kamen rund 20 Il 2 von Land her über uns geflogen. Ihre abgeworfenen Splitterbomben lösten bei uns nur ein geringschätziges Lächeln aus, denn sie fielen über die wohl 20 Meter hohe Steilküste hinweg weit ins Meer.

Zum Glück luden sie in ihrem Eifer oder in ihrer Unerfahrenheit gleich alles ab, aber in einem großen Bogen kehrten nun die „Schlächter“, tief über dem Wasser fliegend, zum Strand zurück. Wenn sie jetzt erst ihre Bomben geworfen hätten, wäre ein Riesenblutbad mit unzähligen Toten unvermeidbar gewesen.

So aber beschossen sie uns „nur“ mit ihren Bordwaffen, doch auch das war noch übel genug. Wir drei waren in der von mir geschaffenen Deckung absolut sicher, aber vor und neben uns standen sie völlig frei am Strand und zum Teil in Kavernen, die das Meer aus der Küste herausgewaschen hatte.

Die boten zwar Deckung gegen oben, aber zum Meer hin waren sie offen. Da hinein prasselten nun die Garben der Bordwaffen, und da ging kein einziger Schuss daneben. Zu Hunderten starben die Männer, weil sie zu bequem oder zu kopflos gewesen waren, sich auch eine sichere Deckung zu schaffen.

Es kann nicht jeder ein Held sein, ich war auch keiner und hatte auch Angst, aber den Willen, sein Leben zu sichern, den sollte doch wohl jeder aufbringen, auch oder erst recht in der Not. Sie konnten ebenso wie ich Steine aufeinander legen, es lagen genug Brocken herum, und sie waren so viele, dass sie mit mehreren Mann ganz große Brocken hätten auftürmen können. Wenn man bedenkt, dass 40 Kanonen und 40 überschwere MG in die vollgestopften Kavernen hineinfluerten, dann kann man sich wahrscheinlich vorstellen, dass dort niemand überlebte.

Nur ein paar Meter links von uns war eine solche Kaverne. Etwas höher gelegen als unsere Deckung und vielleicht noch sicherer, aber leider auch zum Meer hin offen.

Mehr als 50 Mann sind da drin gewesen, und mit einigen von ihnen hatten wir uns kurz vor dem Fliegerangriff unterhalten. Sie hatten uns nämlich beobachtet, als wir die Sprengladungen abschossen.

Nach dem Beschuss kam ihr Blut zu uns heruntergeflossen. Wir gingen hin und schauten nach, doch da war niemand mehr, der Hilfe brauchte, und in den anderen Kavernen sah es ebenso aus.

Sollte und durfte man da nicht an Gott zweifeln, weil er, solches Morden zuließ? Wurde er nicht von Menschen angerufen, die an ihn glaubten und von ihm Rettung erhofften? Rettung vor Menschen, die Gottesleugner und Gottesverächter waren? War denn hier bei uns nur der alttestamentarische Gott der Rache, der „Auge um Auge und Zahn für Zahn“ forderte und uns für alles büßen ließ, was Deutsche je an Russen verbochen hatten? Oder waren wir 1942 hier an gleicher Stelle als Sieger zu überheblich und vermessen und bekamen es jetzt dafür doppelt und zehnfach zurück, sozusagen als Buße? Gab es denn das? War das hier ein Strafgericht?

Plötzlich kam von irgendwoher der laute Ruf: „Auf nach Maxim Gorki` dort können wir uns bis zum Eintreffen der Flotte halten. Nur bis zum Abend noch, dann holen sie uns heraus. Bald kommen unsere Flieger und halten in rollendem Einsatz die Russen nieder. Es wird alles noch gut!

Wer hörte das nicht gerne? Aber ein Obergefreiter mit mehrjähriger Fronterfahrung ist hellhörig. Da war doch etwas faul! Waren denn die Schiffe nicht mehr oder noch garnicht da? Erging nicht gestern Abend der Befehl, dass bis Mitternacht alle Stellungen geräumt sein müssten, damit wir auf die Schiffe verladen werden könnten? Da stimmte doch etwas nicht!

Die Stellungen wurden geräumt und die Geschütze unbrauchbar gemacht, doch, als wir an die Küste kamen, waren keine Schiffe, da. Und jetzt, wo die letzte Stellung aufgegeben war und wir, die Letzten der Armee, fast waffenlos auf engstem Raum zusammengedrängt, wehrlos den Russen preisgegeben waren, jetzt auf einmal sollten wir uns bis zum Abend halten? Bis zum Abend waren die paar tausend Mann auch schon umgebracht, da brauchte kein Schiff mehr zu kommen. Höchstens, um die Toten aufzulesen, falls es die Russen gestattet hätten.

Waren denn die Schiffe vergangene Nacht schon hier und sind wieder ausgerissen? Oder waren sie noch da draußen? Auf was warteten sie dann? Hier und jetzt kam es doch auf jede Sekunde an.

Und Flieger sollten uns helfen? Welche denn?

Außerdem, was sollten wir denn alle in „Maxim Gorki“? Es war doch keine Festung mehr, sondern nur noch Lazarett und Krankensammelstelle. In den Kasematten waren keine Geschütze mehr, sondern nur noch Schwerstverwundete und Todkranke, und auch vor dem Fort lagen noch mehr als 1000 Verwundete, die, auf ihren Abtransport warteten.

Trotzdem waren es nicht wenige, die sich daraufhin sammelten und zu dem Riesenfort gelangen wollten. Die Russen müssen das jedoch geahnt haben, oder sie hatten es auch gehört und sogar verstanden.

Zwischen uns und dem Fort war eine kleine Bucht, die wir von unserem Platz aus gut überschauen konnten. Luftlinie übers Wasser waren es vielleicht nur 500 oder 600 Meter, doch durch die stinkende rote Brühe wollte niemand gehen, falls es möglich sein sollte und hinüberschwimmen schon gleich gar nicht.,

Wenn überhaupt, dann musste man am Strand im großen Halbkreis weit außen herumgehen. Deshalb hatte man irgendwann einmal an manchen Stellen über den

Felsen und auch über dem Wasser Bretterstege auf Balkengerüsten errichtet, damit die Bucht auch an Land sicher passiert werden konnte.

Die Russen verhielten sich im Augenblick ruhig, und schon rannten die Ersten von uns wie aufgescheuchte Hühner los. Kaum aber war der erste Schub von ihnen auf dem Steg, der sich in halber Höhe der Felswand befand, etwa 10 Meter hoch, ließen die Russen wieder ihre Sprengladungen herunter und warfen Handgranaten. Für Pistolen war die Entfernung zu groß, sonst hätten wir wieder hinübergeschossen.

Der Steg wirbelte samt den darauf befindlichen Menschen durch die Luft, und wer nicht gleich tot war, ist als Verwundeter im Blutwasser des Meeres ertrunken oder auf den Felsen zerschmettert worden. Also wieder 100 bis 150 Tote.

Nun kam von hier keiner mehr hinüber. Jetzt war die Riesenlazarettfestung isoliert, und das bedeutete für die Kameraden dort und auch für uns das Ende. Nun ging es schnell dem Untergang zu. Jetzt wurden die ersten Stimmen laut, wir sollten uns doch ergeben, damit das grausame und sinnlose Abschachten ein Ende fände.

Für die Rufe gab es beifällige Zustimmung, und es hieß und heißt ja noch heute: Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! Also sollte man sich am besten auf die Gefangenschaft vorbereiten. Alle würden die Russen ja wohl doch nicht umbringen, falls sie es überhaupt taten.

Aber hatte sich denn einer von uns schon einmal mit Gedanken an die Gefangenschaft befasst? Wohl kaum! Was konnte und durfte man denn mitnehmen? Durfte man überhaupt noch etwas besitzen? In den Flugblättern, die zum Überlaufen aufforderten, wurde uns zwar allerhand versprochen, aber wer wusste schon, was es damit auf sich hatte.

Andererseits hatten wir heute das (vielleicht) wahre Gesicht der Russen gesehen, das zum Teil asiatische Grausamkeit offenbarte. Und den besonderen Hass der Krimkämpfe kannten wir Alten ja auch. Was also sollten wir nun tun?

Der junge Leutnant überlegte nicht lange. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er die Deckung, und als ich ihm ahnungsvoll nachlief, sah ich ihn gerade noch ins Wasser kippen. Er hatte sich selbst erschossen. Als ich verdattert zurückging, um es dem Flak-Unterroffizier zu sagen, hatte der sich während meiner kurzen Abwesenheit ebenfalls umgebracht. Waren die denn alle verrückt? Sollte ich mich auch erschießen? Nein, noch nicht! Erst einmal abwarten, wie es weiterging.

Da stand ich nun am blutigen Schwarzen Meer und zerriss alle Fotos, die ich hatte. Während ich den davontreibenden Papierschnitzeln nachschaute, ließ ich den Anlass jeden Bildes noch einmal Revue passieren. Dann nahm ich den Hirschfänger und warf ihn, soweit ich nur konnte, hinaus ins Meer.

Aber da war ja auch noch die goldene Konfirmationsuhr von meinem Paten. Die dazu gehörende feine goldene Uhrkette hatte ich Daheimgelassen.

Nach kurzem Überlegen ließ ich sie ins rechte Unterhosenbein rutschen und wähnte sie da sicher.

Nun war ich fertig, aber in doppeltem Sinne. Zum einen mit meinen Sachen, weil ich ja überhaupt nichts mehr hatte.

Zum anderen war ich mit den Nerven fertig, denn so abgebrüht ich auch war, jetzt wurde es mir doch fast zu viel. Rings um mich waren nur noch Tote. Da waren an die tausend Gefallene. Sie lagen auf 10-15 Meter Breite und vielleicht 500 Meter Länge, also direkt links und rechts von mir, so dicht an und übereinander, dass man kaum mehr das blutige Wasser, geschweige denn einen fußbreit Boden sah.

Es war die reinste Massenhysterie, und irgendwie konnten wir es alle nicht verkraften, dass man uns so schmachlich im Stich gelassen hatte. Es wurde für mich fast unerträglich, denn wohin ich trat, stieß ich an einen Gefallenen und wohin ich auch sah, schaute ich in die anklagenden Augen eines Toten.

Es war für einen normalen Menschen einfach zu viel und begann sich auch auf mich auszuwirken.

Wenn nicht der Full-Willy einer unserer Fahrer, mit einer Menge fremder Landser von der flachen Küste her zur vermeintlichen Sicherheit der Steilküste zu mir geflohen wäre, hätte ich mich wahrscheinlich auch erschossen.

„Christian, mach keine Dummheiten, schmeiß die Pistole weg. Und wenn wir jeden Tag nur eine halbe Büchse Suppe bekommen, vielleicht schaffen wir es, doch und kommen wieder heim“, rief er und rettete mir damit das Leben.

Er hatte ja so recht. So vieles hatten wir gemeinsam erlebt und überstanden, da sollte man sich das Leben nicht selber nehmen.

Aus der Todesangst heraus und auch um das grausame Abschlachten, das unvermindert weiterging, zu beenden, wurde bei den eben Angekommenen der Ruf laut: Wir ergeben uns! Von da an, es war genau 9 Uhr, wurde nicht mehr geschossen.

Ein Stück vor uns war eine der breiten, von Pionieren gezimmerten Rampen, die von der Steilküste herunter zum Wasser führten. Von hier aus wären wir mit Booten zu den Schiffen hinausgefahren, wenn alles geklappt hätte.

Es sollte eben nicht sein, und so mussten wir uns ins Unvermeidliche fügen: Entweder untätig wartend abgeschlachtet werden wie Hammel oder die einzig mögliche Initiative ergreifen und uns den Russen auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Während das Gros noch unentschlossen zögerte, gingen schon die Ersten bangen Herzens - die Rampe hoch, um sich zu ergeben. Als wir nach längerem Warten und angespanntem Lauschen nichts Verdächtiges hörten, folgten kleinere Trupps nach, und noch mal, nach einiger Zeit, machte auch ich den bitteren Gang nach oben.

Damit war meine dreijährige Soldatenzeit zu Ende. Am 9. Mai 1941 war ich ungeduldig und mit heißem Herzen nach Amberg eingerückt, um gleich den unzähligen anderen Jungen meine Pflicht zu tun und mit allen Kräften mitzuhelfen, den Krieg, der nach unserem Glauben Deutschlands Existenz bedrohte, zu gewinnen.

Nach der Grund- und Reitausbildung in Amberg war unsere Infanteriegeschütz-Ersatzkompanie 46 nach Taus (Tomazlice) in der Tschechoslowakei verlegt worden. Von dort wurde ich zur Veterinär-Ersatzabteilung 13 in Regensburg versetzt. Ohne einmal daheim gewesen zu sein, wurde ich Anfang Dezember 1941 mit einem kleinen Kommando nach Russland geschickt, und hier erfüllte sich mein Soldatenschicksal.

Wie würde es uns in der Gefangenschaft ergehen? Ob uns die Russen, wie in den Flugblättern vom Winter 1941/42 schon angedroht, zum Holzfällen nach Sibirien schicken würden? Oder hatten sie anderes, womöglich noch Schlimmeres, mit uns vor?

Es waren berechnete, aber unnütze Gedanken, denn die Russen konnten doch ganz nach ihrem Belieben mit uns umspringen. Gefangene haben ja keine Rechte. Falls man mich nicht vorher umbrachte, würde ich in 14 Tagen 23 Jahre alt. Hatte ich hier in Russland alles richtig gemacht? Ich glaube, ja.

Weshalb wohl hätten mich sonst die Tataren, Kosaken, Ukrainer, Russen und die Hiwis so gemocht? Ich half den Zivilisten, wann ich konnte, und beim Abschied wurde mir fast immer eine gute Heimkehr gewünscht.

Wenn ich mich auch meines Lebens wehrte, so ging ich doch mit etwaigen Gefangenen menschlich um. Hatte mich 1942 beim Kaukasusvormarsch in der Kubansteppe nicht sogar einer gesegnet, weil ich ihn und seine Kameraden gut und unverletzt zu unserem Tross zurückgebracht hatte?

Um das fruchtlose Grübeln zu beenden, gab ich mir einen Ruck und stieg um 9 Uhr 30 ebenfalls die Rampe hoch. Den Obergefreiten Konrads gab es fortan nicht mehr, doch der Herrgott und mein Soldatenglück würden mir schon weiterhelfen.

Im Wehrmachtsbericht meldeten sie: „In den frühen Morgenstunden des 12. Mai 1944 verließen die letzten Kämpfer der Krimarmee mit Sturmbooten planmäßig die hart umkämpfte Halbinsel.“

Allein aus dem Grund, endlich einmal die Wahrheit über das tatsächliche Geschehen ans Licht zu bringen und auch eine große seelische Last loszuwerden, schrieb, ich diesen Bericht. Und Gott möge mich strafen, wenn er nicht Wort für Wort die reine Wahrheit über das große Sterben auf der Krim wiedergibt ...

E N D E

Titelbild: Bunkerkampf in Sewastopol

Weihnachten an der Ostfront 1942 - Die Männer hocken in ihren Bunkern, stehen auf Posten und beobachten die Hauptkampflinie. Wird der Russe die Frontruhe an den Feiertagen wahren? Die Landser beschließen, ihre kriegsgefangenen Kameraden („Plennis") jenseits der HKL in einem Stoßtrupp-Unternehmen zu befreien. Das

Unternehmen „Weihnachtsmann"

läuft an, dessen Verlauf Thema des nächsten LANDSER 2487 ist. Der Bericht basiert auf authentischen Erlebnissen, des ehemaligen Frontsoldaten U. Kai.

**DER LANDSER im Internet! Unter www.landser.de finden Sie
alle Informationen zu unseren aktuellen Ausgaben.
Mailen Sie uns! E-Mail-Adresse: Landser@vpm.de**

Die Schlacht am Wolchow

1941- 44 ein Brennpunkt im Russland-Feldzug

Der Wolchow, der vom Ilmensee in den Ladogasee fließt, bildete vom Spätsommer 1941 an die Frontlinie zwischen deutschen und sowjetischen Truppen. Zwar war es den deutschen Verbänden bei Nowgorod und Kirischi gelungen, den Fluss zu überschreiten und von hier aus die letzte Offensive nach Tichwin vorzutreiben. Dann kamen der schreckliche Winter, der mit überlegenen Kräften nachstoßende Gegner und der grausame Rückzug. Die Soldaten der deutschen 16. und 18. Armee lagen seit Ende 1941 am Westufer des Wolchow in Verteidigung.

Der allgemeine Rückzug der deutschen Armee im Dezember 1941 und Januar 1942 war nicht ganz spurlos an der Heeresgruppe Nord vorbeigegangen. Der rechte Flügel war bereits um Demjansk eingeschlossen. Die sowjetische Führung glaubte nun die Heeresgruppe durch eine groß angelegte Offensive über den Wolchow auseinander zu sprengen und womöglich gar Leningrad von Osten her entsetzen zu können.

Die neu gebildete 2. Stoßarmee wurde mit 8 Schützendivisionen, 8 Schützenbrigaden, 10 Ski-Bataillonen und einem Kavalleriekorps zwischen die 59. und 52. sowjetische Armee eingeschoben. Die Stoßarmee hatte südlich von Tschudowo die Front am Wolchow zu durchbrechen und in allgemeiner Richtung auf Leningrad vorzumarschieren, wo eine Vereinigung mit der gleichzeitig weiter im Norden angreifenden 54. Armee hergestellt werden sollte.

Die sowjetischen Truppen begannen Anfang des Jahres 1942, sich längs des Wolchow zu regen. Vorfühlende Spähtrupps klärten auf, Artillerie schoss sich ein, und eigene Stoßtrupps konnten den sich ständig verstärkenden Gegner ausmachen. Die ersten sowjetischen Panzer wurden am 8. Januar festgestellt, als sie über das 1,40 m dicke Eis des Wolchow in den kleinen sowjetischen Brückenkopf südlich Tschudowo vorrückten.

Am 13. Januar, morgens 8 Uhr, begann das feindliche Artilleriefeuer auf die deutsche Front westlich des Wolchow. Bereits eine Stunde später tauchten aus dem Grau des Morgens russische Schützenrudel, Ski-Bataillone und Kavallerieschwadronen auf, die den Fluss überschritten und um 10.30 Uhr den ersten Brückenkopf bei Gorka bildeten.

Die Verteidiger wehrten sich verzweifelt - oft bis zur letzten Patrone - konnten aber dieser gewaltigen Übermacht nicht widerstehen. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt.

Die sowjetischen Angreifer verlegten am 2. Tag den Schwerpunkt ihrer Offensive in das Gebiet von Jamno und Arefino. Hier brachen sie an der Naht zwischen der 215. und 126. ID durch und rissen am 15.1., eine mehrere Kilometer breite Lücke auf. Die Sowjets hatten die Stelle genau getroffen, an der die Heeresgruppe tödlich zu verletzen war: die Nahtstelle zwischen der 16. und 18. Armee.

Die unaufhörlich nach Westen vordringende Kavallerie der Sowjets sowie Schützen- und Panzerverbände konnten durch niemand mehr gestoppt werden. Allerdings hielten sich hinter ihrem Rücken noch weitere deutsche Stützpunkte, die nur den Kampf einstellten, wenn der letzte Verteidiger gefallen war. Härteste Kämpfe spielten sich so z.B. um Mostki und Ssaskaja Polistj ab.

Der Führung der Heeresgruppe Nord war es erschreckend klar geworden, dass der Durchbruch der bestens für den Winterkrieg ausgerüsteten sowjetischen Kräfte eine tödliche Gefahr für die gesamte Heeresgruppe darstellte. Reserven waren im eigenen Bereich nicht vorhanden und konnten von anderen Frontstellen ebenfalls

nicht erwartet werden. Das befehlsführende Armeeoberkommando (AOK) 18 unter General der Kavallerie Lindemann stellte daher aus Stellungen Divisionen in aller Stille Kampfgruppen auf, um diese an die bedrohten Frontstellen zu werfen. Sogar aus der Front von Leningrad wurden Einsatzgruppen gelöst und im LKW-Transport an die Einbruchstellen geschafft.

Die 2. sowjetische Stoßarmee hatte am 20.1. die Wolchow-Front zwischen Teremetz und Kusino in 30 km Breite auseinander gerissen. Bereits vier Tage später waren die vordersten Spitzen der Armee 100 km nach Westen vorgedrungen und hatten damit die Hälfte der Wegstrecke bis Leningrad zurückgelegt.

Die deutschen Kampfgruppen setzten nun ihre Gegenangriffe gegen die Flanken des russischen Vormarschkeils an. Einige kleine Stützpunkte konnten aufgrund dieser Kriegführung wieder befreit werden. Doch war nicht abzusehen, wann und wie die große sowjetische Offensive aufgefangen werden könnte. Der „Arme-Leute-Krieg“ vom Wolchow begann. Sanitäter kämpften neben Infanteristen, Kanoniere neben Zahlmeistern, Landwehrmänner neben Luftwaffensoldaten, Schlesier neben Ostpreußen, Spanier neben Holsteinern, Norweger neben Wallonen u. a. m.

Die Sowjets hatten Anfang Februar die Rollbahn Nowgorod-Tschudowo in einer Breite von 15 km überschritten und bedrohten Mitte des Monats Ljuban. Sowjetische Panzer standen am 19. 2. nur noch 3 km von der Straße nach Leningrad entfernt! Das deutsche I. AK hing praktisch in der Luft. Die hier stehenden Teile der 11. und 291. ID sowie estnische Freiwillige konnten nur mit äußerster Mühe den Angriff auf Ljuban zum Halten bringen.

Der Monat Februar verging unter diesen hinhaltenden Kämpfen. Mittlerweile zeichnete, sich auf deutscher und sowjetischer Seite eine Wende des Kampfes ab. Das sowjetische Oberkommando war über den Fortgang der eigenen Offensive enttäuscht und löste den bisherigen Armee-Oberbefehlshaber ab. Generalleutnant Wlassow, einer der befähigsten Offiziere, über die, die „Rote Armee“ im Winter 1941/42 verfügte, wurde zum Oberbefehlshaber der 2. Stoßarmee ernannt. Er sollte unter Anspannung aller Kräfte den Vormarsch auf Leningrad fortsetzen. Die Front auf deutscher Seite stabilisierte sich zum gleichen Zeitpunkt enorm. Die 58. ID wurde aus der Stellung von Leningrad gelöst und direkt vom Süden her am Wolchow eingesetzt. Es war ihr befohlen, von hier aus nach Norden durchzustoßen, um die sowjetischen Truppen am Wolchow abzuschneiden.

Der deutsche Gegenangriff gegen die ein- und durchgebrochenen Kräfte der 2. Sowjetischen Stoßarmee erfolgte am 15. März. Von Norden her griff die SS-Polizeidivision und von, Süden her die 58. ID an. Die Angriffsspitzen beider Divisionen reichten sich am 19. 3. an der „Erika-Schneide“ die Hand. Damit war die 2. russische Armee von ihrem Hinterland getrennt, und der Kampf, um den so genannten „Wolchow-Kessel“ begann.

Die 2. Stoßarmee konnte allerdings am 27.3. durch einen gleichzeitigen Angriff von Westen und Osten den Kessel aufstoßen und einen zwei Kilometer breiten Schlauch gewinnen, durch den sich die Armee mit dem notwendigen Nachschub versorgte.

Der Kampf erhielt durch das Ende März beginnende Tauwetter neue Aspekte. Während bisher noch Schnee oder Eis in diesem undurchdringlichen Waldgelände lagen, versanken nun Wege, Gräben und Bunker im Sumpfwasser. Hatte sich der Soldat beider Seiten noch vor wenigen Tagen gegen eisige Kälte zu wehren, so musste er jetzt mit Schlamm, Sumpf, Wasser und Mücken fertig werden. Die Natur zwang Freund und Feind ihre Gesetze auf.

Die sowjetische Führung setzte Anfang April Entlastungsangriffe von Osten her an, um der im Kessel steckenden 2. Stoßarmee weiterzuhelfen. Diese Gegenangriffe wurden nicht allein vom Ostufer des Wolchow aus geführt, sondern ebenso aus den

Stellungen bei Kirischi und an der Tigoda. Damit wollten die Sowjets die deutsche Front von Norden her zum Einsturz bringen und gleichzeitig ihrer schwer ringenden 2. Stoßarmee eine Entlastung verschaffen.

Die Kämpfe zogen sich von April bis weit in den Mai hinein. Nun machte sich langsam eine gewisse kämpferische Überlegenheit des deutschen Frontkämpfers bemerkbar. Mitte Mai waren die ersten Absetzbewegungen der Sowjets von ihrer Westfront im Kessel festzustellen. Generalleutnant Wlassow gab am 20. Mai den Rückzugsbefehl für seine Armee. General der Kavallerie Lindemann erließ zwei Tage später einen Tagesbefehl, der mit den Worten begann: „Der Russe räumt den Wolchow-Kessel.“

Auf der ganzen Front begann der Gegenangriff der deutschen Verbände. Von Norden her stürmten die Divisionen und Kampfgruppen des I. AK unter General der Kavallerie Kleffel, während von Süden her das XXXVIII. AK unter General der Infanterie Haenicke, später General der Infanterie Herzog, angriff. Die Angriffsspitzen beider Korps trafen sich am 31. Mai wiederum an der „Erika-Schneise“. Der Kessel war erneut und diesmal zum letzten Mal geschlossen! Neun sowjetische Schützendivisionen, sechs Schützenbrigaden und Teile einer Panzerbrigade waren eingeschlossen. Es begann nun eine so genannte Ausräumung dieses Kessels. Die sowjetischen Kräfte, die sich anfangs noch erbittert und fanatisch verteidigten, wurden zusammengedrückt, auseinander gesprengt und vernichtet. Das Ganze splitterte sich in viele kleine Kessel auf, die nach und nach bereinigt wurden. Schon in der ersten Juniwoche zeigte es sich, dass es der sowjetischen Truppenführung nicht mehr möglich war, ihre eingeschlossenen Kräfte einheitlich zu führen. Der Widerstand erlahmte. Der „Wolchow-Kessel“ platzte innerhalb kürzester Zeit auseinander. Zwar hielten sich hier und dort noch einige kleine Stützpunkte, die aber keinerlei Einfluss auf den Ausgang der Schlacht mehr hatten. Generalleutnant Wlassow gab sich am 12. Juni gefangen. Damit hatte praktisch die 2. sowjetische Stoßarmee zu bestehen aufgehört.

Im Tagesbefehl des Generals Lindemann vom 28.6.1942 wurden die Erfolge vom 13.1. - 28.6. in folgenden Zahlen gemeldet:

Gefangene: 32.759

Geschütze: 659

Granatwerfer: 645

MG und MPi: 2259

Panzer: 171

Flugzeuge: 21

Kraftfahrzeuge aller Art: 2066

Aus diesen Erfolgszahlen erhellte aber auch, dass es dem deutschen Soldaten möglich gewesen war, nicht nur die russische Kälte, sondern auch die grausame Landschaft am Wolchow zu ertragen. Die deutsche Front blieb an diesem Fluss bis zum schicksalsschweren Sommer des Jahres 1944 konstant.